

Das
Rauschen
der Stille



Heidi Cullinan



CURSED



CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) Mai 2018

Für die Originalausgabe:

© 2015 by Heidi Cullinan

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»Carry the Ocean«

Originalverlag:

By arrangement with Samhain Publishing. Dieses Werk wurde
vermittelt durch Interpill Media GmbH, Hamburg.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2017 by Cursed Verlag

Inh. Julia Schwenk

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock

Lektorat: Susanne Scholze

Satz & Layout: Cursed Verlag

Covergestaltung: Hannelore Nistor

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-115-3

Besuchen Sie uns im Internet:

www.cursed-verlag.de

Heidi Cullinan

*Das
Rauschen
der
Stille*

Aus dem Englischen
von Anne Sommerfeld

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass Sie dieses eBook gekauft haben! Damit unterstützen Sie vor allem die Autorin des Buches und zeigen Ihre Wertschätzung gegenüber ihrer Arbeit. Außerdem schaffen Sie dadurch die Grundlage für viele weitere Romane der Autorin und aus unserem Verlag, mit denen wir Sie auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank!

Ihr Cursed-Team

Klappentext:

Jeremy Samson hat seinen Schulabschluss in der Tasche und will jetzt nur noch eins: sich unter seiner Bettdecke verstecken, schlafen und nie wieder aufstehen. Und dann taucht plötzlich Emmet Washington in seinem Leben auf. Emmet ist hochintelligent, grundehrlich, sieht gut aus, hat Interesse an Jeremy – und ist Autist. Als sie sich näherkommen, droht Jeremy die Situation über den Kopf zu wachsen, denn Emmet scheut sich nicht, Probleme beim Namen zu nennen – und davon hat Jeremy mehr als genug. Seine Gefühle für Emmet gehen so tief wie nie etwas zuvor, doch kann Jeremy ihnen vertrauen?

Widmung

Für alle, die durch die Gewässer der
Superkräfte des Lebens navigieren,
möget ihr euch immer über Wasser halten

Danksagungen

Danke an Dan Cullinan, Saritza Hernandez und Maura Peglar fürs Beta-Lesen. Eure Hinweise, Kommentare und Vorschläge haben dieses Buch besser und authentischer gemacht. Danke auch an den Mad Spaz Club, vor allem Graham, für eure Ehrlichkeit, euren Humor und mehr Informationen, als ich mir je erträumt hätte.

Danke dir, Damien, wo immer du jetzt auch bist. Ich hoffe, dass du glücklich und voller Liebe bist und im Auto noch immer in den Rückspiegel singst. Mögest du noch immer mit Joe Jackson ausgehen und immer noch überrascht sein, dass du nicht gedacht hättest, einmal solche Liebe zu erfahren.

Wir alle hoffen, dass Ihnen die Show gefallen wird und immer dran denken, Freunde, egal wer ihr seid, was ihr tut, um zu leben, vorwärts-zukommen und zu überleben, es gibt immer einige Dinge, die uns alle gleich machen.

—Elwood Blues, The Blues Brothers

Kapitel 1

Emmet

Ich brauchte zehn Monate, um Jeremy Samson kennenzulernen.

Ich sah Jeremy an dem Tag, an dem wir in unser Haus in Ames, Iowa, einzogen. Wir waren dorthin umgezogen, bevor ich mein Studium an der Iowa State University begann. Jeremey's Haus befand sich gegenüber, auf der Rückseite unseres Hauses hinter den Bahngleisen, wo eigentlich eine Gasse hätte sein müssen. Wenn ich mit meiner Tante Althea zu dem Bioladen am Ende der Straße ging, bat ich sie, den langen Weg zu gehen, damit ich mir die Hausnummer und das Kennzeichen des Autos in der Einfahrt einprägen konnte. Ich musste eine Weile im Internet suchen, bis ich seinen Nachnamen und schließlich auch seinen Vornamen herausfand. Jeremy Samson.

Allerdings sprach ich ihn nicht an. Ich beobachtete ihn aus der Ferne. Ich musterte ihn über den Garten hinweg. Ich entdeckte seinen *Instagram*-Account. Sein Internetauftritt war dezent. Einerseits war es eine kluge Entscheidung, andererseits erschwerte es jedoch, jemanden kennenzulernen, den man aus Schüchternheit nicht persönlich ansprechen konnte. Ich hätte mich ihm über die sozialen Medien vorgestellt, eine Nachricht geschickt und ihn erst einmal durch das Schreiben näher kennengelernt, doch er postete vielleicht ein Bild pro Monat und schrieb nie Kommentare.

Damals war er in der Oberstufe. Er hatte einen Freund namens Bart, was wahrscheinlich die Kurzform von Bartholomew war. Bart postete gern Selfies auf *Instagram*, auf denen er die Zunge herausstreckte. Ich folgte Barts Account, weil er manchmal auch Bilder von Jeremy machte.

Jeremy streckte seine Zunge allerdings nie heraus und sein Lächeln war immer schmal, wobei er die Lippen geschlossen hielt.

Manchmal versuchte ich, eine logische Erklärung dafür zu finden, warum ich Jeremy so sehr mochte, aber romantische Gefühle hatten nichts mit Logik zu tun. Manchmal war es die Art, wie er seinen Namen schrieb, die ich an ihm am meisten mochte. *Jeremy*, mit einem zusätzlichen *E*. Ich hatte ein Computerprogramm geschrieben, um seinen Namen in einer hübschen Schriftart zu schreiben, und musste immer über das dritte *E* lächeln. Es machte ihn zu etwas Besonderem – gewöhnliche Jeremys waren nicht gut genug, um alle *Es* zu haben.

Manchmal mochte ich ihn wegen seines Lächelns. Manchmal mochte ich ihn, weil er nicht lächelte. Manchmal bekam ich eine Erektion wegen der Art, wie er sich die Haare aus dem Gesicht strich. Mein Gehirn interessierte es nicht, dass das seltsame Gründe waren, sich für jemanden zu interessieren. Mein Gehirn, mein Körper, alles an mir wollte mit Jeremy zusammen sein.

Ich wollte mich vorstellen, doch ich war zu nervös. Mein erstes Jahr auf dem College war eine Herausforderung und ich hatte nicht genug Kraft, um mit so vielen neuen Dingen umzugehen und zusätzlich eine Freundschaft zu schließen. Ich hoffte immer darauf, Jeremy auf der Straße oder in der Bibliothek zu begegnen, aber es passierte nie. Während das Schuljahr voranschritt, kam Jeremy immer seltener nach draußen und er postete immer weniger Bilder, sodass manchmal ein ganzer Monat ohne eine Aktivität verging. Im Mai feierte er eine Abschlussparty, aber es kamen nicht viele Leute, um mit ihm auf der Veranda zu sitzen. Als ich Jeremy sah, wirkte er traurig.

Ich wollte ihn kennenlernen und herausfinden, warum er traurig war und ihn vielleicht glücklich machen. Aber ich konnte nicht. Um ehrlich zu sein, war ich in Jeremy Samson verknallt. Ich wollte nicht einfach nur sein Freund sein. Ich wollte sein *fester* Freund sein.

Die meisten Menschen würden sagen: *Gute Arbeit. Schnapp dir deinen Freund*. Wenn ich in ein Online-Forum gehen würde, könnte ich jeden dazu bringen, mir die Daumen zu drücken. Die Leute störte es kaum noch, dass ich schwul war und in Ames interessierte es ohnehin niemanden.

Es gibt jedoch ein kleines Problem, etwas, das die Meinung der Leute über mich ändern würde. Es ist der Grund, warum ich so lange warten musste, um mich Jeremy vorzustellen, der Grund, warum ich meiner Familie nichts von meiner Schwärmerei erzählt habe. Dieses winzige Problem ist der Grund, warum mich ein Umzug nervös und das College zu einer Herausforderung gemacht hat. Obwohl ich haufenweise Freunde im Internet habe, gibt es eine Sache, die die Meinung der Leute über mich ändert, wenn sie mich persönlich treffen. Denn obwohl das Ich, das so schreibt, dasselbe Ich ist, das läuft und redet und mit dem Bus zum College fährt, würde es niemand glauben, der mich von Angesicht zu Angesicht sieht.

Mein Name ist Emmet David Washington. Ich bin neunzehn Jahre alt und Student im zweiten Studienjahr an der Iowa State University. Ich studiere Informatik und angewandte Physik. Ich hatte die Höchstpunktzahl in meinem Colleetest. Ich bin einen Meter und neunundsiebzig Zentimeter groß, habe dunkle Haare und blaugraue Augen. Ich mag Puzzles und die Blues Brothers. Ich kenne mich mit Computern aus und bin gut in Mathe. Ich kann mich an beinahe alles erinnern, was ich lese und sehe. Ich bin schwul. Ich mag Züge, Pizza und das Geräusch von Regen.

Außerdem habe ich eine Autismus-Spektrum-Störung, kurz ASS. Das ist nicht einmal annähernd die wichtigste Information über mich, aber sobald die Leute mich sehen, beobachten, wie ich gehe und mich reden hören, scheint es das Einzige zu sein, das zählt. Die Menschen behandeln mich anders. Sie tun so, als wäre ich dumm oder gefährlich. Sie sagen *Spasti* zu mir oder meinen, dass ich in ein Heim gehöre und damit meinen sie die Einrichtung, nicht das Haus, in dem ich wohne.

Wenn die Menschen herausfinden, dass ich Autist bin, sind sie der Meinung, dass ich mich nicht verlieben darf, nicht in Jeremy, nicht in sonst jemanden.

Was natürlich Mist ist. Es ist, wie Elwood Blues sagt: *Everybody needs somebody to love*. Ich bin ein Jeder. Ich bekomme einen Jemand.

Das Problem ist, dass es komplizierter ist, einen Jemand zu bekommen, wenn man Autismus hat. Wenn ich mich Jeremy vorstellen möchte, um herauszufinden, ob er mein Freund – oder vielleicht mehr – sein möchte, dürfte ich ihn nicht ignorieren oder zulassen, dass mein Autismus ein beunruhigendes Gefühl über eine mögliche Zurückweisung heraufbeschwört. Ich habe versucht mir einzureden, dass jemand mit einem so ruhigen Gesicht und schönen Lächeln keine gemeinen Dinge sagen oder mich beschimpfen würde. Ich nahm mir vor, mutig zu sein.

Ich brauchte zehn Monate, um mich Jeremy Samson vorzustellen. Zehn Monate, um die Anstandsregeln auswendig zu lernen und die richtigen Worte zu finden, um Jeremy *mich* zu zeigen, nicht meinen Autismus. Es brauchte viel Zeit und viel Arbeit, aber ich tat es.

Ich hätte mir nicht so viele Sorgen machen müssen. Offen gesagt, bin ich großartig und jeder, der dem nicht zustimmt, soll verschwinden.

Bevor ich erzähle, wie ich Jeremy kennenlernte und sein Freund wurde, muss ich erklären, wie mein Autismus funktioniert. Das Erste, was man über Autismus wissen muss, ist, dass es bei jedem Menschen anders ist und dass die Ärzte nicht alles über diese Erkrankung wissen. Manche Leute diskutieren sogar darüber, ob es überhaupt eine Erkrankung ist oder ob Erkrankung das richtige Wort ist. Meine Mom sagt, dass sich *Erkrankung* anhört, als würde etwas mit mir nicht stimmen, was allerdings nicht der Fall ist. Ich bin anders verkabelt, aber sie sagt, dass es bei jedem Menschen so ist, wenn man genau hinsieht.

Um ehrlich zu sein, glaube ich, dass das Wort richtig ist. Das Wort *Erkrankung* bedeutet: Störung der normalen physischen und mentalen Funktionen. Ich verstehe, dass niemand wirklich normal ist, aber wie ich meiner Mom schon erklärt habe, weiche ich großzügig vom Mittelwert ab. Ich bin nicht nur ein wenig falsch verkabelt. Ich bin *ziemlich* falsch verkabelt.

Es ist schwer zu beschreiben, wie sich Gehirnaktivitäten eines Autisten von den Menschen mit einem Durchschnittsgehirn unterscheiden, da ich nicht weiß, wie sich ein Durchschnittsgehirn anfühlt. Die beste Zusammenfassung ist, dass ich sensibler bin als die meisten Menschen und ich meine damit nicht, dass meine Gefühle verletzt werden können. Meine Art von Sensibilität bedeutet, dass es sich anfühlt, als würde ein Spachtel über mein Gehirn kratzen, wenn ich die Naht meiner Strümpfe an meinem Zeh spüre. Die Luft eines Ventilators kann sich anfühlen, als würden zehn Millionen Ameisen über meine Haut krabbeln. Lärm stört mich nicht, aber von blinkenden Lichtern wird mir schlecht. Bei starken Gerüchen passiert dasselbe und die Konsistenz bestimmter Lebensmittel verursacht, dass ich mich übergeben muss.

Wenn ich Dinge betrachte, sehe ich sie besonders hell und jedes kleine Detail lenkt mich ab. Alle Geräusche sind lauter, sogar die Atmung. Oft überfordert es mich, zu lange unter Menschen zu sein, da Menschen eine ziemliche Reizüberflutung darstellen können. Das ist mein Problem in der Schule. Ich verstehe nicht, warum es nur mich ärgert, wenn die anderen Studenten in den Fluren schubsen oder zu laut mit durchdringenden Stimmen sprechen. Warum sollte das irgendjemand genießen? Wen würde es nicht ärgern?

Meine Tante Althea hat etwas, das man früher in ihrer Kindheit als schwaches Asperger bezeichnet hat, aber heute heißt Asperger auch Autismus. Wenn man über Autismus spricht, sagt man, dass sich jemand *im Spektrum* bewegt, als ob wir alle auf dieser Linie seien und verschiedene Arten von Autismus hätten. Größtenteils bin ich mit dieser Metapher einverstanden, soweit ich das Konzept einer Metapher verstehe. Althea kommt ziemlich gut zurecht. Die meisten Menschen wissen nicht, dass sie überhaupt autistisch ist. Sie kann Auto fahren, worauf ich sehr neidisch bin. Sie sagen, dass ich niemals fahren werde, egal wie oft ich das *Iowa Driver's Manual* aus dem Gedächtnis aufschreibe.

Trotzdem wohnt Althea bei uns, weil sie schlecht in Mathe und organisatorischen Dingen ist und ich gut darin bin. Sie kann ihr Zimmer überhaupt nicht sauber halten. Mom und ich helfen ihr

jeden Samstag, aber während der ersten Stunde kann ich nicht reingehen. Erst wenn Mom es weniger eklig gemacht hat, kann ich mitmachen. Althea kann sich viel einfacher mit jemandem unterhalten als ich, aber in Prüfungen schneidet sie schlecht ab und kann sich in den meisten Jobs nur schwer konzentrieren, was auch der Grund dafür ist, dass sie ständig die Arbeit wechselt. Derweil konzentriere ich mich zu sehr. Sie sehen also, dass man nicht einfach *Autismus* sagen kann und sofort weiß, was jemand ist. Genau so wenig, wie man *Junge* oder *Mann* sagen und dann denken kann, dass man jeden Typ kennt.

Althea sagt, dass ASS unsere Filter dünner macht als die anderer Menschen. Sie sagt, dass laute Stimmen und starke Gerüche jedem zu schaffen machen, aber stärkere Filter bedeuten, dass Durchschnittsmenschen sie besser ignorieren können. Sie und ich können schlechte Reize auch ignorieren, aber es kostet viel Mühe.

Sie hat mir eine Website über eine Frau mit Lupus gezeigt, die über Löffel spricht, dass jeder eine bestimmte Anzahl von Löffeln für jeden Tag bekommt, aber dass Menschen mit einer starken körperlichen oder mentalen Behinderung mehr Löffel brauchen, um durch den Tag zu kommen. Ich verstehe nicht, was Löffel damit zu tun haben, aber ich weiß, dass mich Stimuli schneller erschöpfen als andere Menschen.

Ich hab die Website *Aber du siehst nicht krank aus* sieben Mal gelesen, aber ich verstehe immer noch nicht, warum der Freund über Besteck weint. Althea sagt, dass es daran liegt, dass mein Gehirn Metaphern nicht versteht. Metaphern sind stellvertretende Geschichten, um etwas zu erklären, anstatt eine wortwörtliche Antwort zu geben. Mein Gehirn ist so wortwörtlich, wie ein Gehirn nur sein kann.

Es gibt jedoch auch einige lustige Aspekte meiner Erkrankung. Zum Beispiel erinnere ich mich an alles, was ich sehe. Mein Gehirn ist wie eine Kamera und wenn ich etwas sehe, vor allem eine Zahl, kann ich sie niemals wieder vergessen. Meine Mom bittet mich immer, Dinge für sie wiederzufinden und es gelingt mir, nicht weil ich ein Zauberer bin, sondern weil mein Gehirn erstaunlich ist.

Wenn ich sehe, wie sie etwas hinlegt, weiß ich genau, wo es ist, es sei denn, jemand bewegt es, ohne dass ich es sehe. Ich kann mir Rezepte, Telefonnummern, Kennzeichen und mathematische Formeln merken. Ich kann mir fünfzig Zeilen eines Computercodes nach einmaligem Lesen einprägen. Ich verstehe Mathe sehr gut und was ich nicht weiß, lerne ich schnell.

Meine Augen sehen auch anders. Neben der Tatsache, dass ich alles auf einmal sehe, sagt meine Mom, dass ich Einzelheiten wie Struktur und Farbe deutlicher wahrnehme. Das bedeutet, dass ich manchmal Dinge oder Kunst wunderschön finde, die andere für hässlich halten, und manchmal ist das Schöne für Durchschnittsmenschen für mich hässlich.

Menschen sind allerdings kniffliger als Zahlen oder mich daran zu erinnern, wo Moms Schlüssel sind. Ich kann Menschen überhaupt nicht verstehen. Nicht ihre Gefühle, nicht, warum sie sich so verhalten, wie sie sich verhalten, oder was sie möglicherweise als Nächstes tun werden. Manchmal macht es mich traurig, weil ich mich in meinem Kopf mit jedem unterhalten kann und sie mich jedes Mal verstehen. Es ist in Ordnung, Autismissuperkräfte zu haben, aber die meiste Zeit bedeutet es, dass ich einsam bin.

Ich gebe mir Mühe, mit Menschen in Kontakt zu treten, und für mich ist es in Ordnung, wenn es online oder über Nachrichten ist, aber wenn ich meinen Mund benutzen muss, geht alles den Bach runter. Es sind nicht nur die Wörter allein. Ich berühre zur falschen Zeit und berühre auf der anderen Seite nicht, wenn jemand es möchte. Ich sage und tue Dinge, die die Menschen wütend machen. *Sehr* wütend. Das Schlimmste ist allerdings, dass zwar niemand so gut mit Mathe und Computern umgehen kann wie ich, dafür aber *jeder* mit Menschen klarkommt – außer mir. Es ist egal, wie groß das mathematische Problem ist, das ich löse, oder wie viele Zeilen eines Codes ich repariere. Wenn ich das Falsche zu einer Person sage, hassen sie mich für gewöhnlich für immer. Menschen sind wichtiger als Zahlen oder die Tatsache, dass

ich Farben schärfer sehe oder dass ich mich an jede Zutat unserer Thanksgiving-Essen der letzten zehn Jahre erinnern kann. Und Menschen sind für mich das Schwerste auf der Welt.

Ich wollte nicht, dass Jeremy Samson mich hasst, aber die Statistik stand nicht zu meinen Gunsten. Erst einmal musste er überhaupt schwul sein, um mein fester Freund zu werden. Die Daten waren nicht eindeutig, aber schätzungsweise sind zwei bis fünf Prozent der amerikanischen Männer homosexuell. Unter normalen Umständen ist gegenseitige Anziehung nicht als möglicher Prozentsatz zu messen, aber ich brauchte keine Feldstudie, um zu wissen, dass mein Autismus nicht hilfreich war, selbst wenn ich den Rest entgegen aller Wahrscheinlichkeit schaffte.

Ich wollte Jeremy ansprechen, aber zuerst musste ich meine Aussichten auf eine positive Interaktion verbessern. Es war nicht so, dass ich einfach aufhören konnte, autistisch zu sein – aber ich *konnte* darüber bestimmen, mich in einer vorteilhaften Umgebung vorzustellen. Ich hatte eine tiefgründige Recherche bezüglich Dating-Tipps betrieben, was nicht so einfach war, da ich diese Art der Berichte nicht immer gut beurteilen konnte. Ich hatte Glück und fand ein paar Foren, in denen andere autistische Menschen von ihren gelungenen Dates berichteten, und sie boten mir Hilfe an. Ich maß ihren Beitrag an den Ratschlägen des gesamten Internets. Ich widmete mich dem Projekt, Jeremy Samson um ein Date zu bitten, mit demselben Fleiß, den ich auch bei meinen Physikhausaufgaben oder meinen Programmierprojekten an den Tag legte.

Das Problem war, dass ich jedes Mal meine Recherche vergaß, wenn ich ihn ansah. Ich konnte nur noch daran denken, wie sehr ich ihn mochte und wie sehr ich wollte, dass er mich auch mochte.

Das Angenehme an meinem Autismus war, dass ich Jeremy ansehen konnte, ohne dass er etwas davon wusste. Eine Sache, die Durchschnittsmenschen an autistischen Menschen stört, ist, dass wir den Leuten oft nicht in die Augen sehen, wenn wir mit ihnen sprechen. Ich kann nicht für jeden Autisten sprechen, aber die Sache ist, dass ich jemanden nicht direkt ansehen muss, um ihn zu sehen.

Direkter Augenkontakt ist viel zu laut und intensiv und es fühlt sich falsch an, auch wenn Mom und Dad und meine Tante sagen, dass es unhöflich ist, jemandem nicht in die Augen zu sehen.

Wenn ich Jeremy beobachtete, war mein Autismus eine Superkraft. Ich konnte stundenlang auf der Veranda sitzen und verfolgen, wie er sich in seinem Garten bewegte. Niemand wusste, was ich tat.

Meine Familie wusste nicht, dass ich Jeremy beobachtete, weil sie dachten, dass ich auf einen Zug wartete. Ich liebte es, dass wir Bahngleise in unserem Garten hatten, und ich konnte am besten entspannen, wenn ich die vorbeiziehenden Waggons zählte. Wenn es regnete und ein Zug vorbeifuhr, war ich praktisch im Himmel. Ich zählte nicht nur die Züge. Ich schrieb die Nummern der Waggons und Maschinen auf, versuchte Muster in der Anordnung zu finden und überprüfte, wie viele Waggons wann und in welche Richtung vorbeifuhren.

Ich beobachtete die Züge. Aber ich beobachtete auch Jeremy.

Ich sah ihn nicht oft draußen, aber ich war immer sehr aufmerksam, wenn er auftauchte. Er bewegte sich behutsam und vorsichtig, sodass ich glaubte, dass er ebenfalls empfindlich war. Er lächelte nicht viel, aber sein Gesicht war ruhig und entspannt, wie bei meinem Dad. Manchmal wirkte er traurig, aber das konnte ich nicht mit Gewissheit sagen, weil ich zu weit weg war. Er erledigte Dinge für seinen Dad – kümmerte sich um den Garten, mähte den Rasen, düngte die Pflanzen. Manchmal saß er mit seiner Mutter draußen und einmal sogar mit seiner Schwester, als sie zu Besuch war. Bart kam hin und wieder vorbei, aber nicht häufig. Meistens saß er allein draußen.

Ich habe Jeremy nirgendwo anders als in seinem Garten gesehen und er war noch immer nirgendwo online, wo ich eine Unterhaltung in Gang bringen konnte. Wenn ich ihn treffen wollte, würde ich den ersten Schritt machen müssen – und zwar persönlich. Ich würde mutig sein und auf meine Chance warten müssen.

Sie kam Anfang Juni, bei einem Straßenfest.

Ich wollte nicht zu dieser Party gehen. Es würden viele Menschen und schreiende Kinder dort sein, aber Mom sagte, dass es gut wäre, mit unseren Nachbarn zusammen zu sein. Normalerweise hätte ich mit ihr diskutiert und ihr gesagt, wo sie sich ihr Straßenfest hinstecken konnte, doch dann las ich den Flyer und stellte fest, dass der Name irreführend war. Mehr als eine Straße würde an dieser Feier teilnehmen. Eine Straßenparty.

Auch Jeremeys Straße.

Natürlich würde er teilnehmen müssen, damit ich ihn kennenlernen konnte, aber dieses Risiko war er mir wert. Am Abend vorher übte ich alle Gesichtsausdrücke auf meinen Schaubildern und arbeitete mich durch meine Karteikarten mit der angemessenen *Wie man einen Freund kennenlernt*-Unterhaltung. Als ich mich am nächsten Morgen anzog, gab ich mir besondere Mühe, damit mein Shirt auch hübsch aussah und meine Haare gekämmt waren. Ich bin nicht immer gut darin, aber als ich nach unten kam, lächelte Althea mich an und sagte mir, dass ich gut aussah.

Ich saß auf der vorderen Veranda im Schaukelstuhl und wartete eine Stunde darauf, dass die Party begann. Als meine Familie die Gartenstühle und vorbereiteten Speisen zusammenpackte, trug ich eine Tüte Kartoffelchips und lief summend hinter ihnen her.

Mom beobachtete mich. »Bist du wegen irgendetwas aufgeregt, Emmet?«

Ich *war* aufgeregt, aber ich wollte ihr nichts von Jeremy erzählen. »Ich will nicht mit dir reden.«

Sie sah mich weiter an und ihr Gesichtsausdruck bedeutete, dass sie weitere Fragen stellen würde, also bedeckte ich das Ohr, dass ihr am nächsten war, mit meiner Hand.

Seufzend drehte sie sich um und fragte nicht. Was gut war. Wir hatten den Picknickplatz fast erreicht und ich wollte sehen, ob Jeremy gekommen war.

Als ich seine Eltern sah, schlug mein Herz seltsam. Mrs. Samson lachte über etwas, was jemand gesagt hatte, trat an den Tisch heran und griff nach einer Schüssel. Mein Puls beschleunigte sich und

ich fühlte mich schwindlig. Das war Adrenalin und die Hormone meines Körpers wirbelten in einer Kampf-oder-Flucht-Reaktion auf, was sehr nervig war. Ich brauchte jetzt Konzentration, kein chemisches Durcheinander.

Aber ich wusste, warum sich mein Körper unlogisch verhielt, warum er all meine Pläne missachtete und mein Supherhelden-Gehirn in Super-Wackelpudding verwandelte. An der Stelle, an der seine Mutter verschwunden war, unter einem Baum, den blonden Schopf gesenkt, während er auf den Boden sah, stand Jeremey.

Kapitel 2

Jeremey

Wenn du ein unsichtbares Leiden hast, ist die Krankheit nicht dein größtes Problem. Das, wogegen du jeden Tag kämpfst, mehr als alles andere, sind andere Menschen.

Es dauerte sehr lange, bis ich das verstanden hatte, denn um ehrlich zu sein, wusste ich jahrelang nicht, dass ich krank war. Wenn ich zurückblicke, litt ich seit der Mittelschule an Depressionen und die Angst hatte in der Highschool angefangen. Oder vielleicht waren sie die ganze Zeit miteinander vermischt gewesen und ich hatte diese Gefühle erst damals im Einzelnen bemerkt. Das ist das Problem mit Depressionen und Angstzuständen. Sie finden vollständig *in deinem Kopf* statt. Menschen, die weder Depressionen noch Angstzustände haben, glauben deshalb, dass man negative Gefühle einfach ausradieren kann, sobald man sie bemerkt. Für diejenigen, die mit Problemen ihrer geistigen Gesundheit leben müssen, bedeutet es jedoch, dass sich deine Dämonen keinen Tag freinehmen.

In den ersten Monaten nach meinem Abschluss war ich nicht in der Lage, so deutlich darüber nachzudenken, was mit meinem Gehirn passierte und was es möglicherweise schlimmer machen konnte. Lange Zeit konnte ich meinen Zustand nicht benennen und als ich es schließlich konnte, fühlte es sich falsch an und ich schämte mich. Zu diesem Zeitpunkt überlebte ich größtenteils einfach nur, und das nicht gut. Menschen haben mich immer in Angst versetzt, selbst wenn sie mich nicht wahrnahmen.

In der siebten Klasse hat es einige Hänseleien gegeben, die ihren Höhepunkt erreichten, als mich einige der Jungs in der Umkleidekabine ausgelacht und gedroht haben, mich nackt in den Gang zu schubsen, damit die Mädchen ebenfalls über mich lachen konnten. Seitdem

hatte ich vor dem Sportunterricht immer Bauchschmerzen bekommen. Die Schulkrankenschwester dachte, dass ich es nur vortäusche, also hatte ich mich auch übergeben, als ich mich beschwert hatte. Letztendlich habe ich zurückgehen müssen, aber ich wurde gut darin, mich auf der Toilette zu verstecken, bis alle anderen rausgegangen waren. Ich glaube, dass der Lehrer bemerkt hat, was vor sich ging, da er mich nie zur Rede stellte, wenn ich zu spät kam.

Auf diese Weise wurde ich mit der Schule fertig. Menschen waren gefährlich und normalerweise gemein, also mied ich sie. Ich hatte einen Freund, irgendwie, aber ich glaube, dass ich für Bart eher eine Art Zubehör als ein wirklicher Kumpel war. Er ließ mich immerhin recht schnell fallen, als mich die Depression immer mehr vereinnahmte, was während meines gesamten Abschlussjahres der Fall war. Er war der Einzige, der davon wusste, bis ich im Mai während eines Vortrags im Sozialkundeunterricht zusammenbrach.

Das brachte mir einen Besuch beim Familienarzt ein, der bei mir eine depressive Erkrankung diagnostizierte. Irgendwie spuckte er die Diagnose aus, als hätte ich nur eine Erkältung, und ich hatte das Gefühl, dass er mir einen Stempel aufdrückte und mir nur ein paar Pillen verschrieb, anstatt wirklich Hilfe anzubieten. Die Tabletten wirkten nicht gegen die Angstzustände, aber ich wollte nicht *noch* einen Stempel aufgedrückt bekommen. Ich genierte und schämte mich, und als meine Mom wütend wurde und ihm sagte, dass er keine Ahnung hatte, wovon er redete, widersprach ich nicht. Größtenteils war ich einfach nur dankbar, dass mir erlaubt wurde, den Rest des Schuljahres von zu Hause aus zu beenden. Ich musste nicht einmal zur Abschlussfeier gehen.

Zu dieser Zeit hörte sich das alles super an, als hätte ich eine Freikarte aus dem Gefängnis bekommen, aber die Wahrheit war, dass ich nun ständig gegen meine Mutter kämpfte.

Sie hasste es, dass ich mich von der Welt zurückzog und machte es sich zur Aufgabe, mich mit dem Gesicht voran wieder hineinzustoßen. Obwohl ich seit meiner Konfirmation die Kirche schwänzen durfte, zerrte sie mich jeden Sonntag an den Haaren wieder hinein.

Wenn ich schon davon spreche, gegen andere Menschen zu kämpfen – nach jeder Messe kam ein ganzer Schwall von Moms Freunden auf mich zu, lächelte mich übereifrig an und fragte mich, wo ich im Herbst studieren und ob ich mit jemandem ausgehen würde. Wenn ich schlecht auf diese Überfälle reagierte und eine Panikattacke bekam, schimpfte Mom mit mir und Dad sah mich finster an. Hätte ich gewusst, dass mein Zusammenbruch im Unterricht dazu führen würde, hätte ich mich stärker darum bemüht, wie immer erst in der Pause in der Toilettenkabine den Verstand zu verlieren.

Das Straßenfest war eine weitere Gelegenheit für meine Mutter, mich dazu zu zwingen, normal zu sein – und eine Gelegenheit für mich, um zu versagen.

Drei Tage vorher hatte sie mir den Flyer gezeigt und gesagt: »Wir sollten hingehen. Es wäre gut, wenn wir ein paar unserer Nachbarn kennenlernen. So viele junge Paare sind hergezogen.« Ich hatte nicht nein gesagt, was als Zustimmung hätte zählen müssen. Ich ließ zu, dass sie mich zum Einkaufen schleppte, obwohl ich im Supermarkt immer eine Panikattacke bekam. Am Tag der Feier stellte ich mich nicht krank, aber ich weinte in der Dusche, als ich von den rechtsorientierten Programmen, die mein Vater in Radio und Fernseher gleichzeitig verfolgte, überwältigt wurde.

Aber einfach nur anwesend zu sein, reichte meiner Mom nicht. »Hilf mir, den Salat zu machen, Jeremy«, »Geh für mich zum Laden, Jeremy«, »Hilf den Gastgeberinnen beim Aufbauen, Jeremy«. Natürlich versaute ich alles – ich konnte beim Supermarkt nicht aus dem Auto steigen, sodass Dad an meiner Stelle hatte gehen müssen.

Sie ging mit mir zum Picknickplatz, um beim Aufbauen zu helfen, wobei sie mich mit dem Ellbogen anstieß und mir zuflüsterte, dass ich nicht so nervös sein sollte. Als die unzähligen Befehle und die Geräusche der lauten Frauen drei Häuser weiter zu viel wurden, bemerkte eine der Gastgeberinnen, dass ich mich nicht gut fühlte, und bat mich, mich auszuruhen. »Wir schaffen den Rest auch ohne dich, mach dir keine Sorgen.«

Mom machte sich keine Sorgen, aber sie war wütend. Ihrem Empfinden nach hatte ich sie durch mein Verhalten in der Öffentlichkeit blamiert.

Mom wollte einen klugen, lächelnden, charmanten Sohn. Sie wollte, dass ich eine andere Antwort auf die Frage hatte, die alle immer wieder stellten – *Wo wirst du diesen Herbst studieren?* Sie wollte, dass ich log, der Frage auswich oder besser noch, auf magische Weise nicht mehr so depressiv und erschöpft war. Und normalerweise wollte ich nur zurück in mein Bett, anstatt ihren Ansprüchen gerecht zu werden. Zu sagen, *Ich habe mir noch kein College ausgesucht*, war meiner Meinung nach ein Kompromiss, denn wir alle wussten, dass ich es nirgendwo schaffen würde, aber das war nicht der Sohn, den meine Mutter wollte.

Ich war nicht der Sohn, den meine Mutter wollte.

Ich lächelte nicht, ich flirtete nicht und ich konnte auch nicht vorsehen, was die Gastgeberinnen brauchten. Ich hockte mich hin, wandte den Blick ab und ließ die Auflaufformen fallen. Jedes Mal, wenn jemand zu laut lachte, zuckte ich zusammen. All die Unterhaltungen aus so vielen Richtungen lösten Panik in mir aus, also tat ich mein Bestes, um alles um mich herum auszublenden – was bedeutete, dass ich nicht antwortete, wenn mir jemand eine Frage stellte.

Die Gastgeberinnen und die anderen Partygäste klopfen mir auf die Schultern und neckten mich damit, dass ich nur zu gestresst vom wilden Teenagerleben sei, aber mein Dad zog die Brauen zusammen und meine Mom presste die Lippen aufeinander, sodass ich wusste, dass ich später in Schwierigkeiten stecken würde. Ich hatte kein wildes Teenagerleben. Ich war am Abend zuvor nicht zu lange weg gewesen. Das war ich nie. Ich war nicht schüchtern, weil auf der Party auch Mädchen in meinem Alter waren. Das war ein ganz anderes Problem, eins, von dem meine Eltern noch nichts wussten.

Es war nicht so, dass ich es nicht versuchte. Ich ging zu diesem schrecklichen Straßenfest und gab mich so normal, wie ich nur konnte. Natürlich war es nicht genug. Meine Eltern würden mir niemals zuhören. Ich konnte die Zukunft schon vor mir sehen und

es war beängstigend und dunkel und lähmend, mir vorzustellen, in einem fremden Studentenwohnheim in einer unbekanntenen Stadt zu sein, wo mich alle nur auslachen oder unbehaglich das Gesicht verziehen würden, wenn sie mich fragten, was mein Problem sei. Nicht zum ersten Mal fragte ich mich, ob es nicht für alle das Beste wäre, wenn ich nicht mehr da war.

Ich versuchte gerade, mich zu beruhigen, indem ich mir einen Plan zurechtlegte, wie ich dafür sorgen konnte, dass alles aufhörte, als der Junge zu mir kam.

Ich hatte gesehen, wie er mit seinen Eltern gekommen war, aber ich hatte ihm gerade genug Aufmerksamkeit geschenkt, um festzustellen, dass er mich weder hänseln noch für Unbehagen sorgen würde, ehe ich ihn schon wieder abgeschrieben hatte. Mir war unendlich bewusst, dass er anders war, dass irgendetwas an ihm nicht stimmte, aber sonst hatte ich nicht viele Gedanken an ihn verschwendet, sondern ihn in den Nebel meiner Wahrnehmung mit allen anderen Gästen geschoben. Außer dass er plötzlich auf mich zukam, mit der deutlichen Absicht, eine Unterhaltung anzuregen.

Das Seltsame war, dass er mich nicht ansah. Er sah in meine *Nähe*, aber er sah mich nicht an und lächelte. Er blieb vor mir stehen und drückte seine Füße fest auf den Boden. Während er sich leicht zur Seite neigte, ballte er die Hände in einem seltsamen Winkel vor sich zur Faust, starrte die Luft neben mir an und begann zu sprechen.

»Hallo. Ich möchte mich gern vorstellen. Mein Name ist Emmet Washington. Wie geht es dir?«

Ich blinzelte ihn an und verstand nicht wirklich. Ich meine, ich verstand schon, was er sagte, aber die Art, wie er es gesagt hatte, war so seltsam. Er klang leicht roboterhaft, die Worte ohne Punkt und Komma und seine Betonungen lagen immer auf der falschen Stelle. Selbst die Frage war komisch – er hob am Ende die Stimme, als wäre ihm bewusst, dass er das bei einer Frage tun musste, aber irgendwie war es die *falsche* Art von Hebung.

Irgendetwas stimmt nicht mit ihm, flüsterte die panische Stimme in meinem Kopf. Ich zog mich zurück, hob die Schultern und sackte in mich zusammen.

Emmet sprach weiter und ich begann mich zu fragen, ob neben mir ein Teleprompter stand, von dem er ablas, denn seine Worte klangen wie auswendig gelernt. »Es ist ein wunderschöner Tag für ein Picknick, nicht wahr? Nicht zu heiß und nicht zu windig.«

Ich musste etwas sagen. Es war offensichtlich, dass ich nun an der Reihe war, aber ich war so verwirrt. Warum redete er mit mir? Was sollte ich sagen?

Er ist einfach nur höflich. Vielleicht hat ihn seine Mom auch gezwungen, zum Picknick zu gehen und ihm gesagt, dass er sich unter die Leute mischen soll. Der Gedanke ließ mich ein wenig entspannen. Offensichtlich hatte Emmet eine Behinderung. Würde es mir schaden, nett zu ihm zu sein?

»H-hi.« Ich errötete, beschämt über meine eigene Ungeschicklichkeit. *Wer ist jetzt behindert, Idiot?*

Falls Emmet mich für einen Trottel halten sollte, ließ er sich nichts anmerken. Er wartete geduldig, wippte sanft auf seinen Fersen und starrte auf die Stelle neben meinem Kopf. Seine Haltung war so merkwürdig. Seine Schultern waren zu hoch und seine Hände waren vor seinem Körper verdreht. Manchmal bewegte er sie, aber nur ganz kurz, dann erstarrten sie wieder.

Er war süß. Seine Haare waren hellbraun und etwas zu lang, so dass sie sein Gesicht umspielten, als wäre er in einer Boyband. Seine Augen waren blassblau mit unzähligen, feinen Linien darin, als hätte man einen zerbrochenen Kristall wieder zusammengesetzt.

»Du musst dich jetzt auch vorstellen«, sagte Emmet schließlich.

»'tsch-'tschuldigung.« Ich wollte meine Hand ausstrecken, zog sie aber zurück, weil ich nicht mutig genug war. Stattdessen schob ich die Hände unter meine Arme. »Ich... ich bin Jeremy.«

»Es ist eine Freude, dich kennenzulernen, Jeremy.« Er wartete einen Herzschlag lang und ich fragte mich, ob er die Sekunden zählte, als wüsste er, dass er innehalten muss. »Ich bin Student im zweiten Studienjahr an der Iowa State University. Ich studiere

angewandte Physik und Informatik. Was ich gerne mache, sind Puzzles, Spiele und Spaziergänge.« Eine weitere Pause folgte, die ebenso wohlüberlegt war wie die erste. »Was ist mit dir?«

Ich war durcheinander, hin- und hergerissen zwischen Unbehagen angesichts seines Unwillens, einfach zu gehen, und Erstaunen darüber, was er mir gerade erzählt hatte. »Du... du gehst aufs College?« Und er studierte angewandte Physik?

Plötzlich war ich mir nicht mehr sicher, ob ich mit meiner Vermutung, dass er eine Behinderung hatte, richtiglag. Wodurch ich mich schuldig und beschämt fühlte und die Panik am Rande meines Bewusstseins immer näher kroch.

Emmet fuhr fort, als würde ich innerlich nicht gerade den Verstand verlieren. »Ich gehe aufs College. Wir sind letzten Herbst hierhergezogen, damit ich zur Schule gehen kann. Für mich ist es keine gute Idee, in einem Studentenwohnheim oder allein zu wohnen, und Mom sagt, dass es sowieso Zeit für eine Veränderung war. Mein Dad arbeitet als Forschungsspezialist bei *ConAgra*. Meine Mom ist Allgemeinärztin und arbeitet Teilzeit in der *Ames Medical Clinic*. Meine Tante Althea arbeitet im *West Street Deli* und ist Aktivistin. Ich möchte entweder Programmierer oder Physiker werden. Ich hab mich noch nicht entschieden.« Pause. »Was machst du, Jeremy? Gehst du aufs College?«

Physiker. Ich schluckte schwer und war verwirrt und verloren und fühlte mich unzulänglich. »N-nein. Ich... hab im Mai meinen Abschluss gemacht. H-highschool.«

»Planst du, aufs College zu gehen?«

Es war nett, dass er nicht davon *ausging*, ich würde aufs College gehen, aber die Beschämung über ein Nein, dass ich vor einem College so weit wie möglich davonlaufen würde, war noch immer zu viel. »Ich... will nicht. Aber meine Eltern...« Ich sah mich kurz um, um sicherzugehen, dass Mom und Dad nicht zuhörten. »Sie zwingen mich, auf die University of Iowa zu gehen.«

Emmet runzelte die Stirn und sein Wippen wurde stärker. »Das ist schade. Sie sollten dich auf die Iowa State gehen lassen. Das ist eine gute Schule und sie ist genau hier in Ames.«

Es war lustig – ich hatte mich sofort in einer Abwärtsspirale aus Schuld befunden, weil ich schlecht über meine Eltern gesprochen hatte, aber Emmet hatte einfach darüber hinweggesehen. Es regte mich an, noch mehr zuzugeben. »Ich möchte überhaupt nicht aufs College gehen.«

Sein Blick wandte sie nie von der Stelle neben meinem Ohr ab.
»Was möchtest du tun?«

»Ich weiß es nicht.« Es war zu viel, ihn weiter anzusehen – es überforderte mich –, also starrte ich auf den Boden vor mich. »Ich möchte mich ausruhen. Das letzte Jahr war schwierig, vor allem der letzte Monat. Aber ich schätze, das richtige Leben funktioniert so nicht.«

»Was war schwierig?«

Für eine kurze Weile war es in Ordnung gewesen, mit Emmet zu reden, fast schon angenehm, aber jetzt wollte ich aufhören. Ich suchte nach einem Weg, aus dieser Unterhaltung verschwinden zu können.

Emmet hörte auf zu wippen. »Es tut mir leid. Ich glaube, meinetwegen fühlst du dich unwohl. War das eine schlechte Frage?«

Überrascht sah ich zu ihm auf. Jetzt wippte er offenkundig. *Er* war bestürzt. Ich musste dafür sorgen, dass er sich nicht schlecht fühlte.
»Es war keine schlechte Frage. Ich bin... ein ziemliches Fiasko.«

»Du hast in letzter Zeit traurig gewirkt, wenn ich dich in deinem Garten gesehen habe.«

Whoa. »Du... hast mich im Garten gesehen?«

»Ja. Du wohnst hinter den Bahngleisen, gegenüber von mir. Ich hab gesehen, wie du auf der Veranda gesessen oder im Garten gearbeitet hast. Manchmal hast du traurig gewirkt.«

Wahrscheinlich erschien ich ziemlich häufig traurig im Garten – es war der Ort, an den ich ging, wenn ich vor meinen Eltern flüchten musste. Der Gedanke, dass die Nachbarn mich beobachtet hatten, machte mich wahnsinnig und schon wieder schämte ich mich. »Es... es tut mir leid.«

»Warum tut es dir leid, traurig zu sein?«

Diese Unterhaltung *musste* aufhören. »Ich... weiß es nicht.«

»Jetzt fühlst du dich wieder unwohl.«

Ja, das tat ich. Außerdem fing ich an, zu schnell zu atmen und ich spürte, wie mein Herz so schnell schlug, als wollte es aus meinem Brustkorb springen. Ich schloss die Augen. Oh Gott, ich würde hier auf dem Picknick eine Panikattacke bekommen. Meine Mutter würde mir niemals verzeihen. »Ich... ich muss... gehen.« Ich sah mich um und stellte fest, wie viele Menschen gekommen waren und wie nah sie mir waren. Meine Atmung wurde flacher und flacher und ich wollte in Tränen ausbrechen. »Ich kann hier nicht weg. Ich bin gefangen. Sie werden so wütend sein.«

»Erlaubst du, dass ich dir helfe?«

Ich blinzelte Emmet an, da ich zuerst nicht verstand, was er gesagt hatte. Noch immer sah er mich nicht an, aber er hatte die Hand ausgestreckt und aufgehört, auf den Fersen zu wippen. Er wartete.

Ich legte meine Hand in seine. Ich wusste nicht warum, aber ich ließ mich von ihm wegführen, weg vom Baum, weg vom Picknick. Er führte mich um einige Mülltonnen am Haus herum, platzierte mich auf einer Bank und setzte sich neben mich. Anschließend ließ er meine Hand los und genügend Platz zwischen uns. Er sagte nichts, sondern saß einfach nur bei mir, während ich tief durchatmete und mich wieder beruhigte.

»Da-danke«, sagte ich, als ich wieder sprechen konnte.

Er setzte sich aufrecht hin und richtete seinen Blick auf meine Knie. »Es tut mir leid, falls ich etwas Falsches gesagt habe. Ich hab geübt, aber es ist schwer, jemanden kennenzulernen.«

»Du... hast geübt?«

»Ja. Ich wollte dich schon sehr lange kennenlernen.«

»Du... wolltest mich kennenlernen?« *Schon sehr lange?*

»Ja.« Er wippte auf seinem Platz und sein Blick wanderte zu einem der Bäume. »Ich wollte einen guten ersten Eindruck machen, aber ich habe eine Panikattacke ausgelöst. Es tut mir leid.«

Scham überfiel mich, heftig und unangenehm. »Das hast du nicht. Ich bin... ein Fiasko. Ich hab mich geschämt zuzugeben, dass ich nicht aufs College will.«

»Es ist eine große Veränderung. Du solltest deinen Eltern sagen, dass du dich etwas langsamer bewegen musst.«

Mein bitteres Lachen blieb mir beinahe im Halse stecken. »Meine Eltern sagen, dass ich darüber hinwegkommen muss.«

»Es tut mir leid. So etwas zu sagen, ist gemein.«

Ich weiß nicht, warum ich es tat. Selbst als sich die Worte auf meinen Lippen formten, versuchte ein Teil meines Gehirns, mir den Mund zu verbieten, aber Emmet vermischte all meine Erwartungen und Mutmaßungen und offensichtlich sorgte das für einen Kurzschluss in meinen Synapsen. Anstatt eine Entschuldigung für meine Eltern zu finden, anstatt zu murmeln *Ja, wem sagst du das*, oder irgendetwas in der Art, sagte ich: »Ich habe Depressionen.«

»Oh. Meinst du SDS, eine schwere depressive Störung? Also eine klinische Depression?«

Ich nickte zutiefst beschämt. »Ich... hatte in der Schule einen Zusammenbruch. Während der letzten zwei Wochen hab ich nicht mehr am Unterricht teilgenommen. Ich hab meinen Abschluss, aber da ich nicht bei der Abschlussfeier war, bin ich mir manchmal nicht sicher, ob es wirklich passiert ist. Ich stecke noch immer vor der ganzen Klasse fest und werde ohnmächtig, weil ich nicht genug Luft bekomme.« Die Erinnerung an diesen schrecklichen Tag lag wie Nebel auf mir. »Mein Arzt will, dass ich Tabletten nehme, aber meine Eltern erlauben es nicht.«

»Moderne Antidepressiva erhöhen die Monoamine im synaptischen Spalt und es ist klinisch bewiesen, dass sie die Stimmung heben und depressive Symptome in vielen Fällen verringern. Manchmal dauert es eine Weile, bis das richtige Medikament gefunden ist, und bei manchen Menschen wirken sie überhaupt nicht, vor allem nicht ohne die zusätzliche Gesprächstherapie, aber bei einer großen Anzahl von Patienten sind sie sehr effektiv.«

Genau dasselbe hatte der Arzt zu mir gesagt, dessen war ich mir sicher, aber ich verstand es jetzt genauso wenig wie im Mai. Für mich war es befremdlich, wie klug Emmet war – er *wirkte* wie jemand, bei dem ich kurze Sätze benutzen sollte, aber offensichtlich war das nicht der Fall. Ich wollte ihn so gern darüber ausfragen, aber alles, was mir einfiel, war: *Was stimmt nicht mit dir?* Und das war schrecklich.

»Wieso weißt du so viel über Depressionen?«, fragte ich stattdessen.

»Ich hab darüber gelesen. Als ich dreizehn war, hatte ich eine depressive Phase, also hab ich meinen Zustand recherchiert. Medikamente sind bei Teenagern nicht ratsam, es sei denn, die Umstände sind kritisch, also habe ich aufmerksam über Meditation nachgelesen und sie praktiziert. Außerdem hab ich angefangen, von zu Hause aus zu lernen, was geholfen hat. Manchmal hab ich jetzt auch Angstzustände, aber meistens kann ich mit bestimmten Maßnahmen stressige Situationen in meinem täglichen Leben vermeiden.«

Wieso war es für ihn kein Problem, all diese Dinge herunterzurattern? Sowohl die fachlichen Mechanismen von Depressionen und wie es ihn aus der Schule herausgerissen hatte. »Maßnahmen?«

»Ja. Ich habe viele Maßnahmen. Ich habe einen strikten Zeitplan und Zeichen, die ich nutze, um meiner Familie zu zeigen, dass ich verunsichert bin. In der Uni ist es schwieriger, aber meistens bleib ich für mich und spreche nicht mit anderen Leuten und sie lassen mich in Ruhe. Da ich ein Genie bin, mögen mich die Professoren und helfen mir, wenn die anderen Studenten gemein sind. Gleichaltrige beschimpfen mich manchmal, aber dann mach ich einfach meine Ohrstöpsel rein, damit ich sie nicht hören kann, und es ist in Ordnung.«

»Warum... beschimpfen sie dich?«

»Weil ich Autismus habe.«

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, aber das war es definitiv nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich ihn anstarrte, wahrscheinlich sogar mit offenem Mund. »Du... bist Autist?« *Das kann nicht sein*, wollte ich hinzufügen, biss mir jedoch rechtzeitig auf die Zunge. Irgendetwas an ihm war merkwürdig, ja, aber... Autismus? Waren Autisten nicht unfähig, mit anderen Leuten zu sprechen und sie zu berühren?

Emmet sah weiter den Baum an. »Ja. Ich habe eine Autismus-Spektrum-Störung. Mein Gehirn ist anders verkabelt als das anderer

Menschen. Aber ist es nicht wie bei Depressionen, bei der sie denken, dass es an den Monoaminen liegt. Sie manifestiert sich als Sozialstörung und in der Art, wie mein Körper reagiert, meinem Verhalten. Ich bin intelligent, intelligenter als die meisten Menschen, aber es fällt mir schwer, mit anderen zu interagieren. Also tun die meisten Leute so, als würde mit mir etwas nicht stimmen, als wäre ich dumm.«

Was im Grunde genau das ist, was ich getan hatte. Ich fühlte mich schrecklich. »Es tut mir leid.«

»Es ist in Ordnung. Sie sind die, die etwas verpassen.« Er hielt erneut inne, aber dieses Mal war ich mir ziemlich sicher, dass er sich seine nächsten Worte zurechtlegte und nicht wartete, weil er glaubte, es tun zu müssen. »Ich hatte gehofft, dass du mein Freund sein möchtest.«

Ich erinnerte mich daran, dass er gesagt hatte, mich schon sehr lange kennenlernen zu wollen. Ich erkannte, dass er den Mut aufgebracht hatte, sich mir vorzustellen, als wäre ich jemand, um den sich die Menschen reißen würden. Der Gedanke löste ein wunderbares Gefühl in mir aus und im selben Moment fühlte ich mich unsicher. »Ich bin nicht interessant. Ich... habe nicht viele Freunde.«

»Ich auch nicht.« Er drehte den Kopf, sodass er mich beinahe ansah, und streckte die Hand aus. »Was meinst du? Sollen wir eine Freundschaft ausprobieren?«

Ich starrte auf seine Hand und wusste nicht, was ich tun sollte. Verwirrt, geschmeichelt, verängstigt und in erster Linie hypnotisiert legte ich meine Hand in seine. Als er meine Finger drückte, jagte ein Schauer durch meinen Körper.

Zum ersten Mal seit meinem Zusammenbruch dachte ich nicht darüber nach, wie ich die Welt zum Stillstand bringen konnte, wie ich dem Versagen, das mein Leben war, entkommen konnte. Ich dachte an Emmet Washington und Physiker und Autismus und Monoamine.

Ich dachte daran, wie es sein würde, Emmets Freund zu sein.

Kapitel 3

Emmet

Ich war begeistert, wie gut das Treffen mit Jeremy verlaufen war. Ich hatte mir Sorgen gemacht, dass seine Panikattacke vielleicht ein schlechtes Zeichen war, aber auch das hatte sich geklärt. Jeremy war alles, worauf ich gehofft hatte, und *mehr*.

Allerdings fühlte ich mich schlecht, weil er Depressionen hatte und seine Eltern ihm nicht mit der Therapie halfen. Ich machte mir Sorgen, dass er im Herbst aufs College gehen würde und keine Freunde hatte, die ihm helfen konnten.

Aber noch war es nicht Herbst. Wir hatten unsere Handynummern ausgetauscht und ich hatte bereits einen Termin in meinem Kalender vermerkt, an dem ich ihm morgens schreiben und ein Date vereinbaren würde. Außer dass Jeremy sich vermerkt hatte, mir zuerst zu schreiben.

Um einundzwanzig Uhr achtzehn arbeitete ich an einigen Mathaufgaben, als mein Handy vibrierte. Es war das einmalige Vibrieren, das mir eine Textnachricht von einer neuen Nummer anzeigte, was auch bedeuten konnte, dass es Spam war. Eigentlich ignorierte ich diese Nachrichten und ließ sie von meinem Dad aussortieren, weil der Spam einmal schlimm gewesen war und mich aus der Fassung gebracht hatte. Doch dann erinnerte ich mich daran, dass ich Jeremy noch kein Vibrationsmuster zugeteilt oder seinen Kontakt über Nummer und Namen hinausgehend eingespeichert hatte. Das war ungewöhnlich für mich und ich tue nichts Ungewöhnliches.

Jeremy war nicht gewöhnlich für mich.

Eine Minute summt er vor mich hin und wippte auf meinem Stuhl, während ich darüber nachdachte, was ich tun sollte.

Also, mit meinem Gehirn läuft es so – es funktioniert wie ein Oktopus, sagt meine Mom. Das ist wieder eine Metapher, aber im Gegensatz zu der mit den Löffeln verstehe ich sie. Ich habe nicht wirklich ein Weichtier in meinem Schädel, aber ein Teil meines Gehirns funktioniert wie eins. Es sitzt still, bis jemand es anstupst und dann wedelt es mit all seinen Tentakeln, sodass ich nervös werde. Ich mag diese Metapher nicht. Ein Oktopus in deinem Gehirn ist schlecht, selbst ein ausgedachter, aber Mom sagt, dass wir ihn nicht rausholen können, ohne mir wehzutun, also muss ich mit dem Oktopus leben. Es ist eklig, aber ich kann es nicht ändern. Also summe ich, wippe hin und her und wedle mit den Händen.

Ich musste all das tun – summen, wippen und wedeln – bis es einundzwanzig Uhr dreiundzwanzig war. Ich wollte mit Jeremy sprechen, aber ich konnte nicht wissen, ob es wirklich Jeremy war, bis ich das Handy entsperrte, um zu sehen, ob es Jeremy Samson oder eine unbekannte Nummer oder ekelhafter Spam war. Ich könnte meine Mom fragen, aber sie würde reden wollen und ich wollte im Moment nicht mit ihr reden. Ich wollte, dass das mit Jeremy *mein* Ding war. Ohne Mom, Dad oder Althea.

Falls es böser Spam ist, werde ich nach dem Schaumstoffhammer fragen, damit ich ihn auf mein Bett schlagen kann, versprach ich dem Oktopus und es funktionierte. Ich drehte mein Handy um und drückte auf den *Home*-Button.

Im Vorschauenachrichtigungsfeld erschienen Jeremey's Name, seine Nummer und das Wort *hi*. Nun summte ich, weil ich glücklich war. Ich entsperrte das Handy mit meinem Fingerabdruck und musste lachen, als ich die Nachrichten-App öffnete. Die Nachricht, die ich mir selbst von Jeremey's Handy geschickt hatte, um seine Nummer zu bekommen, erschien auf dem Display.

Hallo Emmet, das bist du selbst von Jeremey's Handy. Es war immer noch lustig. Ich kann gut Witze erzählen. Ich wollte ihm zurückschreiben, aber zuerst vervollständigte ich seine Kontaktinformationen und wies ihm ein Vibrationsmuster zu, damit ich das nächste Mal gleich Bescheid wusste, wenn er mir schrieb. Ich wies

ihm die *Heartbeat*-Vibration zu, weil er dafür sorgte, dass mein Herz seltsam schlug, und weil ich wollte, dass er mein fester Freund wird. Für feste Freunde benutzte man Herzen. Oder für feste Freundinnen, wenn man lesbisch oder nicht schwul ist.

Ich hoffte, dass Jeremy schwul war. Ich würde ihn gern fragen, aber Dr. North und meine Eltern hatten mir mit ernsten Gesichtern gesagt, dass ich das Leute nicht einfach so fragen konnte. Das ist etwas, was ich nicht verstehe. Wenn es natürlich und in Ordnung ist, homosexuell zu sein, warum ist es dann ein so großes Problem, ob ich jemanden frage, ob er schwul ist oder nicht? Sie sagten, dass es wegen der bösen Menschen im Fernsehen und in den schlechten Kirchen ist. Ihre Herzen sind krank, was sie zwar ändern könnten, aber normalerweise nicht wollen. Es ist gefährlich, in ihrer Nähe zu sein. Sie projizieren Hass auf Menschen, die sie nicht verstehen, und es kann mich und andere schwule Menschen verletzen. In manchen Ländern werden schwule Menschen getötet.

Ich bin froh, dass ich in Iowa lebe, nicht in diesen Ländern, und ich bin froh, dass unsere Kirche keine schlechte ist. Iowa ist ein guter Staat mit viel Gleichstellung. Die gleichgeschlechtliche Ehe ist hier erlaubt und die erste weibliche Anwältin kam von hier und Iowa hat als erster Staat noch vor dem Bürgerkrieg gesagt, dass es in Ordnung ist, wenn Menschen mit unterschiedlicher Hautfarbe heiraten. Iowa ist ein guter Ort. Manche Menschen hier haben noch immer kranke Herzen, aber die meisten Leute sind in Ordnung.

Ich machte mir Sorgen, ob Jeremy in Ordnung war. Falls er ein krankes Herz hatte, würde ich meinen Schaumstoffhammer sehr lange benutzen müssen.

Hallo Jeremy. Hier ist Emmet. Man muss das in einer Textnachricht nicht sagen, aber ich mag es so lieber. Mir gefällt, wie es aussieht, als wäre ich selbst in diesen drei Worten. *Ich freue mich, dass du mir geschrieben hast.*

Er schrieb nicht sofort zurück, aber ich war geduldig, weil er vielleicht gerade ins Badezimmer gegangen war oder vielleicht lag seine Schlafenszeit auch vor meiner. Aber ich musste nicht lange warten, bis ich die *Heartbeat*-Vibration in meiner Hand spürte.

Danke, dass du dich heute vorgestellt hast. Ich hab es genossen, dich kennenzulernen.

Die Nachricht brachte mich zum Lächeln. Es war nicht so breit wie vorhin, als er zugestimmt hatte, mein Freund zu sein, aber es zeichnete sich trotzdem schön auf meinem Gesicht ab. Während ich antwortete, summte ich. *Ich würde dich gern morgen treffen. Welche Unternehmungen gefallen dir? Wann hast du Zeit?*

Ich wollte Jeremy morgen sehen. In meinem Zeitplan befanden sich noch einige Lücken. Es könnte funktionieren.

Er antwortete wieder. *Ich hab nichts vor. Ganz offen.*

Ich zögerte kurz, während ich versuchte zu verstehen, was ganz offen war. Bevor ich es jedoch herausfinden konnte, schrieb er erneut.

Was machst du gerne?

Ich entspannte mich. Diese Frage verstand ich. *Viele Dinge. Mathe ist wunderbar, aber das sind Computerspiele auch. Manchmal mache ich selbst Computerspiele. Minecraft ist toll, aber nicht auf dem Server. Es gefällt mir nicht, Dinge in Spielen abzuschießen. Ich lese gern. Ich spiele gern Poker, aber die Leute wollen nicht mit mir Poker spielen.*

Warum nicht?, schrieb er zurück.

Es gefällt ihnen nicht, wenn ich die Karten zähle, aber es macht mich nervös, wenn ich spiele, ohne zu zählen.

Hm. Na ja, ich weiß sowieso nicht, wie man Poker spielt. Ich spiele ein paar Computerspiele. Aber ich mag die alten, wie Pharao.

Ich legte das Handy zur Seite und googelte *Pharao Computerspiel*. Man muss das *Computerspiel* mit eingeben, weil Google sonst alles über das alte Ägypten anzeigt. Ich sah mir ein paar Spielbilder an und las einige der Bewertungen, dann schrieb ich Jeremy zurück. *Ich hab es online gefunden. Sieht aus, als würde es Spaß machen.*

Möchtest du morgen rüberkommen und es dir ansehen?

Wieder eine schwere Antwort. Ja, ich wollte, aber ich wurde nervös, wenn ich daran dachte, Jeremey's Haus zu betreten. Es wäre mir lieber, wenn er hierher kommen würde. Aber *Pharao* war ein PC-Spiel und ich habe nur *Apple*-Produkte, weil sie besser sind. Ich summte und wippte, während ich darüber nachdachte, was ich tun sollte.

Jeremy schrieb erneut, bevor ich antworten konnte. *Oder wir gehen zu dir.*

Sofort fühlte ich mich besser. Aber ich erinnerte mich daran, dass Jeremy Panikattacken hatte. *Wirst du Angst haben, hierher zu kommen? Ja, aber ich habe immer Angst.*

Der Gedanke, dass Jeremy immer Angst hatte, machte mich traurig. Sein Hirnoktopus musste schlimm sein. Ich wollte sagen, dass wir in sein Haus gehen konnten, damit er keine Angst haben musste, aber ich glaubte nicht, dass ich es konnte. Wir steckten fest. Ich wollte nicht wieder dahin zurückkehren, ihn nur zu beobachten, wenn er den Rasen mähte. Wenn es nicht regnete, mähte er nur einmal die Woche und das nie nach einem geregelten Zeitplan, also verpasste ich ihn manchmal.

Dann hatte ich eine Idee.

Wir könnten uns an den Gleisen treffen. Wer am wenigsten Angst hat, geht in das Haus des anderen.

Nach dreißig Sekunden schrieb Jeremy zurück. *Das könnte funktionieren. Wann wollen wir uns treffen?*

Ich öffnete den Kalender, um meinen Zeitplan zu überprüfen. Er war immer voll, aber die Ereignisse waren farblich markiert. Rote Ereignisse konnten nicht geändert werden. Wie Schlafenszeit. Gelbe Ereignisse musste ich mit meiner Mom besprechen, bevor ich sie änderte. Aber grüne Ereignisse waren in Ordnung und ich konnte sie ganz ohne Nachfrage ändern. Ich hatte grüne Ereignisse um neun, zehn, elf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn und sechzehn Uhr. Ich wollte vielleicht mehrere Ereignisse nutzen, um mit Jeremy zusammen zu sein. Also würde ich einen frühen Termin auswählen. Aber ich wusste nicht, ob es Vormittag oder Nachmittag sein sollte.

Stehst du früh auf oder schläfst du aus?, fragte ich ihn.

Normalerweise schlafe ich lang, aber ich kann mir den Wecker stellen.

Der Gedanke, dass er seinen Schlafrhythmus für mich ändern würde, löste ein angenehmes Gefühl in mir aus. Obwohl er es nicht tun sollte. Schlaf war wichtig. *Treffen wir uns um dreizehn*

Uhr. Passt das in deinen Zeitplan? Ich habe bis siebzehn Uhr Zeit. Ich wollte erklären, dass ich um siebzehn Uhr mit Althea zum Einkauf ging, aber das war eine zusätzliche Information und die meisten Leute wollten es nicht unbedingt wissen. Außerdem würde ich auch Althea erklären müssen und das war nicht immer einfach.

Um eins klingt super. Wir treffen uns an den Gleisen.

Ich lächelte. Ich hatte ein Date. Mein erstes Date. Aber dann dachte ich an den Zug.

Manchmal kommt um dreizehn Uhr ein Zug. Sie haben einen unregelmäßigen Fahrplan, aber manchmal kommt einer zu unserer vereinbarten Zeit. Warte in deinem Garten, wenn ein Zug kommt, und wir treffen uns, wenn er vorbeigefahren ist. Du solltest nicht zu nah an Züge herangehen. Es können Unfälle passieren.

Okay. Ich halte nach dem Zug Ausschau. Und nach dir.

Meine Mom klopfte an der Tür – vier Klopfzeichen, damit ich wusste, dass sie es war. »Schlafenszeit, Liebling.«

Sie hatte recht. Mein einundzwanzig Uhr fünfzig Alarm würde bald losgehen, damit ich wusste, dass es Zeit war, meine Zähne zu putzen, den Schlafanzug anzuziehen, die Sachen für morgen rauszulegen und ins Bett zu gehen. Ich schrieb Jeremy zurück. *Ich muss mich jetzt zum Schlafen fertig machen. Ich sehe dich morgen.*

Okay. Gute Nacht. Danke, dass du mit mir geredet hast.

Jeremy brachte mich so oft zum Lächeln. Das Lächeln dehnte mein Gesicht, als ich ihm antwortete. *Wenn du willst, kannst du mir morgen Früh schreiben, falls du nicht zu lange schläfst. Ich kann um zwölf nicht schreiben, weil da Mittagszeit ist, aber ich habe einen Vibrationsalarm für dich und werde immer wissen, wenn du mir schreibst. Ich werde antworten, es sei denn, ich bin an einem Ort, wo es unangemessen ist, auf eine Nachricht zu antworten.*

Ich wollte ihm von der *Heartbeat*-Vibration erzählen, aber das war eine zusätzliche Information. Außerdem würde es bedeuten, dass ich erklären müsste, dass ich sein fester Freund sein wollte. Selbst ich wusste, dass es zu früh war, das laut auszusprechen. Manchmal mussten Gefühle warten.

Jeremey schrieb zurück. *Danke. Vielleicht schreib ich dir.*
Gute Nacht, Jeremey.
Gute Nacht, Emmet.

Kapitel 4

Jeremey

Niemand hat mich je gefragt, wie es ist, unter Depressionen zu leiden. Nicht Bart, nicht der Vertrauenslehrer der Schule, nicht unser Arzt, nicht meine Eltern. Alle behandelten mich wie einen Irren und schrieben mich ab.

Alle, bis Emmet kam.

Als wir uns um eins treffen wollten, fuhr tatsächlich ein Zug vorbei, aber ich konnte sehen, wie er im Garten wartete, auf den Fersen wippte und mit den Fingern auf seinem Bein tippte, während die Waggonen vorbeierollten. Er sah mich nicht an, was sich noch immer seltsam anfühlte, aber um ehrlich zu sein, fühlte ich mich manchmal überfordert und musste wegsehen, wenn Menschen mich anstarrten.

Ich fragte mich, ob er auch überfordert war oder ob es mit Autismus etwas anderes war.

Ich überlegte, ob ich ihn danach fragen konnte.

Als der Zug vorbeigefahren war, stieg ich in den Graben hinab zu den Gleisen und er tat es mir nach. Er begegnete noch immer nicht meinem Blick, obwohl er ab und zu in meine Richtung sah. Ein winziges Lächeln umspielte seine Lippen.

»Siebenundsiebzig Waggonen, drei Lokomotiven. Eine am Ende.« Emmet schlang die Arme um seinen Körper und stand stocksteif da, während sich sein Blick auf etwas über meiner Schulter fixierte und er leicht auf den Fersen wippte. »Es tut mir leid. Das war eine unhöfliche Begrüßung. Hallo, Jeremey. Es ist schön, dich wiederzusehen.«

Lächelnd schlang ich die Arme um meinen eigenen Körper, wodurch ich seine Haltung spiegelte. »Es ist auch schön, dich zu sehen.«

Er schien aufgeregter zu sein, aber als er sprach, war seine Stimme klar und deutlich. »Es ist ein schöner Tag. Fünfundzwanzig Grad, nur siebenzig Prozent Luftfeuchtigkeit. Keine Regenwahrscheinlichkeit. Ich mag Regen, aber heute freu ich mich, dass es keinen gibt. Es ist sonnig, aber wir haben einen Sonnenschirm auf der Veranda und große Bäume. Es ist schattig und gemütlich. Würdest du gerne auf unserer Veranda sitzen?«

Die *Kein Augenkontakt*-Sache war nur halb so schwierig wie der Wortschwall, den er mir entgegenschleuderte. Ich gab mein Bestes, sie nach der Frage zu durchsuchen. Wollte ich mit ihm auf der Veranda sitzen? Ja, aber es dauerte eine Minute, bis ich antworten konnte. »Ja, danke.«

»Wenn du zu ängstlich bist, können wir auch auf deiner Veranda sitzen. Aber meine Mom hat Bananenbrot gebacken. Glutenfrei, kein Zucker. Wir benutzen Stevia. Der Einfluss von Gluten auf ASS ist unbegründet, aber es schadet nicht, darauf zu verzichten, für den Fall, dass es versteckte Nebenwirkungen gibt. Zucker wirkt entzündungsfördernd und ist schlecht für das Gehirn und den Körper. Gesundheit ist wichtig und Essen ist Gesundheit. Mein Dad nimmt mich aber trotzdem manchmal zum Eisessen mit, weil er sagt, dass Spaß auch wichtig für die Gesundheit ist.« Er hielt inne und wippte erneut. »Ich glaube, dass ich dir zu viele Informationen gebe. Es tut mir leid. Ich bin nervös. Es fällt mir schwer, daran zu denken, was ich dir nicht sagen soll.«

Das hier, seine Unverblümtheit, hatte mich gestern zu ihm hingezogen und heute zog es mich noch genauso an. Zu sagen, Emmet wäre ehrlich, war eine ebenso große Untertreibung wie die Aussage, dass die Oberfläche der Sonne warm war.

Außerdem war er süß und ich konnte ihn anstarren, weil er mich nicht ansah. Seine Lippen waren nicht zu dünn und nicht zu voll und hatten einen leicht rosigen Schimmer. Aber mehr als alles andere gefiel mir sein Hals. Die Sehnen, die Mulden seines Schlüsselbeins, seine glatte Haut. Ich machte mir Sorgen, ob es in Ordnung war, ihn als süß zu bezeichnen. Ich machte mir sehr

große Sorgen, ob es mich zu einem Perversling machte, für ihn zu schwärmen. Dann machte ich mir Sorgen, dass es unverschämt war, ihn *nicht* lüstern anzustarren, da er mehr als deutlich gezeigt hatte, dass Autismus keine geistige Behinderung darstellte.

So, das bin ich, kurz zusammengefasst. Ich Sorge mich um all die Regeln und breche schließlich in Panik aus, weil es keine eindeutige Antwort auf alles gibt.

Ich hatte ihm noch nicht geantwortet. Aber er war nicht wütend oder aufgeregt. Er wartete einfach.

Tief einatmend antwortete ich. »Ich bin ängstlich, aber das bin ich immer. Setzen wir uns auf eure Veranda. Das Bananenbrot hört sich gut an.«

Er entspannte sich. »In Ordnung. Gehen wir.« Er ging in Richtung Haus, redete aber weiter und drehte den Kopf ein wenig, damit ich ihn verstehen konnte. »Sie macht zwei Sorten. Eine mit Walnüssen und eine ohne. Ich mag keine Walnüsse im Essen. Die Konsistenz ist zu seltsam. Du kannst aber das Brot essen, das du möchtest. Aber sie wird wahrscheinlich darauf bestehen, dass wir Wasser trinken.«

Ich nickte, stellte jedoch schnell fest, dass er es nicht sehen konnte, weil er mich nicht wirklich ansah, also sagte ich: »In Ordnung.«

Emmet redete weiter und erklärte die Zutaten des Bananenbrots und wie unterschiedlich sich die Aromen beim Backen verhielten, dann die Bindungsfähigkeiten von Eiern im Vergleich zu Gluten und ich hörte einfach nur zu, obwohl ich größtenteils nachdachte. Ich hatte noch nie jemanden wie Emmet getroffen. Er erinnerte mich an einen Jungen aus unserer Klasse, Kyle, der eine Zerebralparese hatte. Manchmal gab es bei ZP Hirnschäden und manchmal nicht, aber die körperlichen Beeinträchtigungen machten ihn anders. In der Mittelschule waren Kyle und ich Freunde, aber er zog in der neunten Klasse um. Kyle war nicht dümmer als ich. Aber man vergaß leicht, dass sein bellendes Lachen, die seltsamen Geräusche, die er von sich gab, und die fuchtelnden Gesten nicht sein Innerstes widerspiegelten.

Mit mir ist es ebenso. Ich bin still und es fällt mir sehr schwer, meine Gefühle auszudrücken, aber ich fühle sehr viele Dinge und ich möchte Freunde haben. Mit Emmet war es jedoch ein bisschen knifflig. Normalerweise beobachtete ich die Menschen, um auf Zeichen zu warten, wie ich mich in ihrer Nähe zu verhalten hatte, und Emmet gab mir keines dieser Zeichen. Ich wünschte mir, ihn mehr über Autismus fragen zu können, aber ich hatte Angst, dass es unhöflich war. Ich wollte seine Gefühle nicht verletzen.

Als wir an der Veranda ankamen, deutete Emmet auf einen Stuhl. »Du sitzt hier. Ich stelle den Sonnenschirm auf und sage meiner Mom, dass wir bereit für einen Snack sind.«

Er drehte die Kurbel am Sonnenschirm, bis sich das Segeltuch über uns ausbreitete. Er beobachtete die Kurbel beim Drehen und ich glaubte, ihn einmal kurz summen zu hören. Als er fertig war, ging er jedoch nicht ins Haus. Er zog sein Handy hervor, schrieb etwas, legte das Telefon auf den Tisch und setzte sich schließlich.

»Ich lasse das Handy draußen, aber ich werde nur antworten, wenn es meine Mom ist. Sie hat vielleicht Fragen. Oh. Welche Art Brot möchtest du? Mit Walnüssen oder ohne?«

Einen Moment lang überkam mich Panik, während ich versuchte zu entscheiden, welche die richtige und welche die falsche Entscheidung war, aber es war schwer, nervös zu sein, wenn Emmet so harmlos war. Außerdem mochte ich auch keine Walnüsse. »Ohne, bitte.«

»Alles klar. Ich sage es ihr.« Er schrieb eine weitere Nachricht, dann schob er das Handy zur Seite. Er saß auf der Stuhlkante und ich hatte das Gefühl, dass er mit Absicht versuchte, nicht hin und her zu wippen. »Worüber sollen wir reden?«

Es war eine einfache Frage, aber es fühlte sich wie eine Landmine an, oder eher wie eine schnelle Rutsche, die mich einen Fluss hinunter in Gewässer schickte, die ich nicht kannte. Ich wusste nicht, worüber wir reden sollten. Das tat ich nie. Dieser Nachmittag würde ein Desaster werden. Ich schwitzte und fühlte mich unwohl und wollte nach Hause gehen. Dann fühlte ich mich schrecklich, weil ich so fühlte. Die dunklen Gewässer zogen mich tiefer hinab.

»Deine Schultern sind angespannt. Du bist ängstlich. Hab ich etwas Falsches gesagt?«

Seine Frage zog mich weit genug aus dem Morast, um überrascht zu blinzeln. »Was? Nein. Ich... Es tut mir leid. Ich bin nicht gut darin.«

Emmet richtete seinen Blick auf die Sonnenschirmkurbel. »Das ist nicht konkret. Das Wort *darin* ist ein Adverb, aber du hast mir kein Bezugswort genannt. Worin bist du nicht gut?«

Er war so *intensiv*. Ich wusste nicht, was ich tun oder sagen sollte. »Ich bin nicht gut in vielen Dingen. Es fällt mir schwer, mit Menschen zu reden.«

Emmet nickte. »Mir auch. Ich möchte mit Menschen reden, aber sie verstehen mich nicht. Sie werden oft böse. Oder sie werden gemein, was noch schlimmer ist. Das liegt an meinem Autismus, warum ich es nicht verstehe. Ich kann Gesichtsausdrücke nicht deuten und die Leute sagen verwirrende Dinge. Du hast gesagt, *ich bin nicht gut darin*, aber du hast mir nicht gesagt, was *darin* ist, also verstehe ich dich nicht. Ich versuche, eindeutig und genau zu sein, wenn ich spreche, aber manchmal ist das schlecht. Mit Menschen zu sprechen, ist knifflig für mich. Was ist für dich schwer?«

Es dauerte eine Sekunde, bis ich verdaut hatte, dass er so zwanglos über seine Behinderung gesprochen hatte wie über einen Mückenstich. Außerdem hatte er mir so viele Informationen über sich gegeben, hilfreiche Informationen. Intensiv und direkt. Ganz ehrlich, es war erfrischend.

Ich fragte mich, ob ich es wagen konnte, ebenso zu sein.

»Wenn ich etwas Falsches sage, tut es mir leid«, sagte Emmet. »Wenn du mir sagst, was schlecht war, werde ich es nicht mehr zu dir sagen.«

Ich zwang mich, ihm ins Gesicht zu sehen, als ich antwortete. »Es ist in Ordnung. Ich versuche nur, die richtige Antwort zu finden. Das ist einer der Gründe, warum es mir so schwerfällt, mit Menschen zu sprechen. Ich mache mir Sorgen, dass ich das Falsche sagen könnte und manchmal bedeutet das, dass ich überhaupt nichts sagen kann. Ich brauche sehr lange, bis ich auf eine Frage antworten kann.«

Emmets Gesicht hellte sich auf. »Deswegen können wir gute Freunde sein. Wenn du etwas Falsches zu mir sagst, kann ich dich darauf hinweisen. Dann kannst du aufhören und alles ist gut.« Er wippte auf seinem Stuhl und es war ganz eindeutig eine unbewusste Handlung. »Danke, dass du mir gesagt hast, dass du manchmal Zeit zum Antworten brauchst. Ich werde versuchen zu warten. Du wirst mir nur sagen müssen, ob ich nicht geduldig genug war.«

Bei ihm klang es so einfach. »Ich möchte dich aber nicht verärgern, auch wenn es aus Versehen passiert.«

»Unfälle passieren. Selbst wenn wir alle uns an einen Zeitplan halten, die Welt ist unvorhersehbar. Manchmal komme ich wegen des Verkehrs zu spät zu einem Termin. Manchmal fällt der Strom wegen eines Sturms aus oder die Straßen werden wegen des Wetters geschlossen. Es bringt mich durcheinander, aber ich kann nicht zulassen, dass es mein Leben ruiniert. Falls du etwas Falsches sagst und mich aus der Fassung bringst, würde ich es dir sagen und dann würdest du aufhören und es würde nichts mehr bedeuten, dass du etwas Falsches gesagt hast. Wir sind Freunde. Freunde vergeben einander.« Er begann, sich stärker zu wiegen, hörte jedoch wieder auf. »Stört es dich, wenn ich wippe? Manchmal stört es die Leute, aber es beruhigt mich.«

»Es macht mir nichts aus.« Ich beobachtete, wie er sich sachte hin und her wiegte. »Bist du nervös?«

»Ja, und ich weiß nicht warum, was mich nur noch nervöser macht. Aber ich will nicht, dass unser Date schon vorbei ist. Also beruhige ich mich.«

Je länger ich mit Emmet zusammen saß, desto faszinierender wurde er. Im Prinzip sprach er genau das aus, was ich fühlte, aber anstatt sich, wie ich selbst, zu schelten und unwohl zu fühlen... wippte er. Oder griff nach einer Art von Pragmatik, von der ich nur träumen konnte.

Ich wollte allerdings auch nicht, dass unser Date schon vorbei war. Obwohl es mir zu denken gab, dass er es *Date* nannte.

Bestimmt meinte er nicht *so* ein Date.

Außer vielleicht doch. Der Gedanke brachte mich ganz durcheinander und ich fühlte mich schwer, sodass ich ihn einfach zur Seite schieben musste.

Dann erschien seine Mutter mit einem Tablett, auf dem zwei Teller und zwei Gläser Wasser standen. Emmet nahm seinen Teller und ein Glas vom Tablett und überließ es seiner Mutter, mich zu bedienen, wofür ich mich bedankte.

»Gern geschehen.« Sie lächelte mich an und reichte mir die Hand. »Hi. Ich bin Marietta Washington. Es freut mich, dich kennenzulernen.«

Ich schüttelte ihre Hand. »J-Jeremey. Freut mich auch.«

Ihr Gesicht war lebhaft und hell, wohingegen Emmets ruhig war. »Wenn du etwas brauchst, sag einfach Bescheid.«

»Mom, geh weg. Ich möchte mit Jeremey allein sein.«

Seine Unhöflichkeit irritierte mich, aber Marietta ging locker damit um. Sie wandte sich an Emmet und streckte wortlos zwei Finger vor ihm aus.

Er verzog das Gesicht und legte drei Finger an ihre.

»Ich bin drinnen, falls einer von euch etwas braucht«, sagte sie und ging zurück ins Haus.

Emmet wippte auf seinem Stuhl und starrte auf die Sonnenschirmkurbel. »Möchtest du essen oder weiterreden?«

Ich war verwirrt. »Können wir nicht beides machen?«

Emmet schüttelte den Kopf. »Nein. Getrennt ist besser. Ich möchte weiterreden, aber es ist unhöflich, einen Gast vom Essen abzuhalten. Ich kann warten, wenn du Hunger hast.«

»Reden ist in Ordnung«, sagte ich. Ich hatte überhaupt keinen Hunger.

Emmet wirkte noch immer aufgewühlt. »Ich wünschte, sie hätte mir geschrieben. Die Unterbrechung kam unerwartet. Ich wollte dir noch weitere Fragen über Depressionen stellen und wie es ist, Angst zu haben.«

Ich blinzelte. »Das wolltest du? Ich meine, du möchtest?«

»Ja. Ich möchte alles über dich wissen. Damit ich keine Fehler mache.«

Tja. Das war... pragmatisch. Nachdenklich lehnte ich mich auf meinem Stuhl zurück. »Darf ich dich etwas über deinen Autismus fragen?«

Er lächelte. Nicht breit und auch nicht lange, aber es war da. Die Geste nahm mich gefangen.

»Ja. Du darfst immer Fragen über meinen Autismus stellen. Dann weißt du es. Wissen ist wichtig.« Sein Wippen wurde sanfter. Es ließ mich glauben, dass es sein glückliches Wippen war. »Aber ich habe dir schon einige Dinge über Autismus erzählt. Jetzt bist du dran, mir etwas über Depressionen zu erzählen. Heute Morgen habe ich meine Recherche darüber aufgefrischt. Es ist faszinierend, aber es scheint nur wenige bestimmbare Fälle zu geben, was eine Behandlung schwierig macht. Welche Medikamente nimmst du?«

»Ich nehme gar keine Medikamente. Sie haben darüber gesprochen, aber... Ich nehme im Moment nichts.«

»Es gibt viele verschiedene Sorten, aber einige Nebenwirkungen sind wirklich schlimm. Es ist ineffizient, dass sie durch Ausprobieren das richtige Medikament finden, und dann sind da noch die Rückfälle. Du solltest Sport und Omega-3-Fettsäuren in Betracht ziehen. Meine Mom ist Ärztin. Du kannst ihr immer Fragen über Depressionen stellen, wenn du möchtest. Und gesundes Essen. Das ist alles, was sie essen will. Aber meine Tante Althea ist schlimmer. Sie ist Veganerin. Mom und Althea streiten sich über Paleo und vegane Diäten. Manchmal lassen mein Dad und ich sie streiten und gehen zu *Subway*, um uns ein Fleischbällchensandwich zu holen und dann sehen wir zusammen *The Blues Brothers*.«

Ich lächelte, zog jedoch den Kopf ein, um es zu verstecken.

Er wippte weiter sanft hin und her, doch nun wedelte er auch hin und wieder mit den Händen. »Wie fühlt sich eine Depression an? In dem Artikel stand etwas von schlechter Laune und wenig Selbstbewusstsein, aber sie waren nicht sehr konkret. Bedeutet es, dass du die ganze Zeit traurig bist? In dem Artikel stand auch, dass generalisierte Angststörungen und Depressionen häufig gemeinsam auftreten. Hast du auch Angstzustände?«

»Ich... weiß nicht.« *Generalisierte Angststörung?* Was zur Hölle war *das*? Ich wollte sagen nein, das habe ich nicht, was auch immer es war. Es war nicht so, dass ich noch etwas finden wollte, was mit mir nicht in Ordnung war, aber es war schwer zu leugnen, dass ich Angst hatte, wenn ich mich in den Schultoiletten versteckte und nervös wurde, wenn ich nur daran dachte, einkaufen zu gehen.

Wahrscheinlich war eine *generalisierte Angststörung* die Kehrseite einer *klinischen Depression*. Warum hatte der Arzt nicht danach gefragt? Vielleicht, weil ich ihnen nichts von den Panikattacken erzählt hatte? Falls ich es ihnen erzählt hätte, hätten sie mir dann gesagt, dass ich auch eine *generalisierte Angststörung* hatte? Würde das bedeuten, dass ich zu verkorkst war und sie mich in eine Einrichtung stecken würden?

Winzige Klauen der Angst gruben sich in mein Gehirn und ich dachte: *Ja, du hast definitiv eine generalisierte Angststörung. Du hast beides. Das muss etwas Schlimmes sein.*

Ich pulte an dem Brot herum, hauptsächlich, um meine Hände zu beschäftigen. »Ich hatte nicht immer Depressionen. Aber ich war schon immer still. Erst auf der Highschool wurde es schlimmer.«

Ich versuchte, eine Antwort auf Emmets Frage zu finden, wie es sich anfühlte. Die Frage nach der Angststörung steckte ich in eine Kiste in meinem Kopf und verschloss sie gedanklich mit Panzer-tape. »Depression fühlt sich an, als würde eine Schüssel über dir liegen. Eine Glasschüssel, aus der du hinaussehen kannst, durch die die Welt jedoch weiter weg erscheint. Es fühlt sich einsam und schwer an. Aber manchmal ist die Schüssel wie in den Wolken.«

Ich konnte die Schüssel in meinem Kopf sehen, mich selbst im Glas. »Obwohl ich in der Schüssel bin, kommt alles von außen hinein, zu laut. Ich bin also unter dem Glas, das voller Wolken ist, mit einem Lautsprecher, der alle Geräusche hinein leitet, und die Gerüche und Lichter kommen auch rein. Manchmal sorgen sie dafür, dass ich in Panik verfall, aber manchmal ist es laut und ich fühle mich einfach nur leer und stumpf. Oder ich fühle überhaupt

nichts. Das macht es schwer für mich, mit anderen Leuten zusammen zu sein, aber wenn ich nicht mit ihnen zusammen bin, fühle ich mich noch einsamer.«

Mit ernstem Gesicht beugte sich Emmet näher zu mir. »Du brauchst Menschen, Jeremy. Menschen sind soziale Tiere. Wir werden krank ohne Kontakt.«

Als ob ich das nicht wüsste. Ich liebte diesen Kontakt gerade. Es war seltsam – ich vergaß immer wieder, dass er autistisch war, obwohl es jedes Mal, wenn ich ihn ansah oder mit ihm sprach, offensichtlich war. Größtenteils fühlte er sich jedoch wie jemand an, der nicht von mir genervt war oder sich in meiner Gesellschaft unwohl fühlte. Jemand, durch den ich mich wie eine reale Person fühlte.

Ein Freund.

»Ich bin froh, dass wir Freunde geworden sind.« Sein Blick huschte auf meine Brust.

Ich lächelte ihn an. »Ich bin auch froh, dass wir Freunde sind.«

Emmet wippte sanft. »Ich möchte jetzt mein Bananenbrot essen. Ist es in Ordnung, wenn wir so lange nicht reden, bis wir gegessen haben?«

»Natürlich.« Ich lächelte noch immer. Es war so einfach – er war einfach. Das fühlte sich gut an.

»Wir können weiterreden, wenn wir fertig sind. Ich rede gern mit dir.«

Die angespannten Nerven, die mich seit heute Morgen geplagt hatten, lösten sich langsam, Millimeter für Millimeter. »Mir gefällt es auch.«

Emmet und ich trafen uns nicht jeden Tag, aber wir schrieben immer miteinander. Zuerst kamen die Nachrichten zufällig, aber am dritten Tag fragte er, ob wir unsere Gespräche auf neun Uhr abends festlegen könnten, und er brachte mich sogar dazu, die Sache auf *Google Talk* zu verlegen, anstatt unsere Handys zu benutzen.

Ich wünschte, du hättest einen iMac oder ein iPhone, schrieb er eines Abends. Die Verbindung von iMessage ist viel besser und wenn du auch Apple Produkte hättest, könnten wir einfacher zwischen dem Computer und Handy hin und her wechseln.

Ich hab nicht mal ein Smartphone, antwortete ich.

Wir haben ein altes iPhone, das du benutzen könntest, wenn es mit deinem Tarif funktioniert.

Ich log, als ich sagte, dass ich es mir ansehen würde. Ich wollte ihm nicht sagen, dass meine Eltern niemals zustimmen würden.

Seit dem Picknick war die Stimmung zwischen meinen Eltern und mir aus verschiedenen Gründen angespannt, aber es dauerte nicht lange, bis Emmet das Zentrum unserer wiederkehrenden Diskussionen wurde. Sie hatten gesehen, wie ich auf dem Straßenfest mit ihm gesprochen hatte, und hatten auf dem Nachhauseweg nach ihm gefragt, aber ich hatte größtenteils abgewunken. Ich wusste, dass Emmet lieber bei sich zu Hause war, also trafen wir uns dort und um ehrlich zu sein, fühlte ich mich im Haus der Washingtons auch wohler. Als ich am dritten Tag in Folge von einem Besuch nach Hause kam, war ich froh, ihn nicht zu mir eingeladen zu haben und ich schwor mir, dass eher die Hölle zufrieren würde, als dass ich es tun würde.

»Wo warst du?«, fragte meine Mom, als ich zur Tür reinkam.
»Ich hab den ganzen Garten abgesucht, aber du warst nirgends zu finden. Bist du wieder auf den Gleisen gelaufen?«

Kurz zog ich in Erwägung, zu lügen, aber es fühlte sich falsch an, über Emmet zu lügen. »Ich hab einen Freund besucht.«

»Bart?« Die Haltung meiner Mutter änderte sich vollständig. Sie lächelte und ihre Schultern sanken leicht herab, als würde die Welt langsam wieder in die richtige Bahn kommen. »Ich wusste nicht, dass ihr euch wieder trefft. Wie geht's ihm?«

Jetzt wünschte ich mir, meinem ersten Impuls gefolgt zu sein und sie anzulügen. »Es ist nicht Bart. Ein neuer Freund.« Ich sah, wie sich die Frage auf ihrem Gesicht abzeichnete, die Verurteilung und Kritik an Emmet, und entschied, sie in die Falle zu locken. »Er studiert im zweiten Jahr an der ISU. Doppelter Studiengang in Informatik und moderner Physik.« Vielleicht war es auch angewandte Physik. Es war mir egal – modern *klang* besser.

Sie hielt inne, geschlagen in ihrem eigenen Spiel. »Ein Universitätsstudent, hier? So weit weg vom Campus? Gibt es ein Mietshaus in der Gegend?«

»Nein. Er wohnt bei seinen Eltern. Sollte ich auch machen, um Geld zu sparen. Und wir wohnen ziemlich nah an der ISU, wenn man durch den Park geht.« Ich beschloss, wirklich dick aufzutragen. »Er ist wahnsinnig intelligent. Programmiert zum Spaß an seinem Computer herum.«

»Oh.« Mom entspannte sich und schien beruhigt zu sein, dass ich einen anständigen Freund gefunden hatte, der mich wieder auf Kurs bringen konnte. »Wie heißt er? Ich kann nicht glauben, dass ich nichts über einen Jungen in deinem Alter hier in der Gegend wusste.«

Junge? Wie alt war ich denn, zwölf? »Emmet Washington«, sagte ich und sah, wie sie sich anspannte.

»*Jeremey Andrew Samson.*« Sie überbrückte die Distanz zwischen uns und schwebte bedrohlich über mir. »Es ist schrecklich von dir, über einen behinderten Jungen zu lügen. Was *machst* du mit ihm? Babysitten?«

Umgehauen von ihrer Bosheit und Kaltschnäuzigkeit blinzelte ich sie an – außer, dass sie nicht gemein war. Sie war *wirklich ahnungslos*. »Mom, er hat die Höchstpunktzahl in seinem Collegetest. Er hat wirklich zwei Hauptfächer. Ich passe nicht auf ihn auf. Ich treffe mich mit ihm. Er ist nicht behindert und du solltest dieses Wort ohnehin nicht mehr benutzen.«

Sie verdrehte die Augen. »Komm mir jetzt nicht mit dieser blöden politischen Korrektheit. Behindert heißt *zurückgeblieben*. Du kannst mir nicht erzählen, dass der Junge normal ist.«

Nein, das konnte ich nicht – aber manchmal hatte ich das Gefühl, dass er um einiges normaler war als ich.

Emmet hatte seine Macken, ja, aber er hatte einen Pragmatismus, den ich nicht nur bewunderte – ich fand ihn *beruhigend*. Nicht zuletzt wusste ich bei Emmet immer, woran ich war. Wenn er etwas nicht machen wollte, sagte er es. Wenn ihm etwas wichtig war, ließ er es mich wissen. Außerdem war er freundlich –

ihm fielen Dinge an mir auf, von denen ich nie erwartet hatte, dass sie jemand bemerken würde, und für ihn waren die Dinge, die ich an mir am seltsamsten fand, ein Teil dessen, wer ich war.

Das beste Beispiel dafür war der Tag, an dem wir zu *Wheatsfield* liefen, dem Bioladen am Ende der Straße. Emmets Mutter brauchte noch ein paar Zutaten für das Abendessen und Emmet hatte gefragt, ob wir die Besorgungen für sie machen konnten.

»Wie lieb von dir, es anzubieten, Emmet. Danke.« Sie drückte ihm einen Kuss auf die Wange. »Ich hole die Einkaufsliste und den Trolley.«

Ich weiß nicht warum, aber ich war lächerlich aufgeregt, mit ihm einkaufen zu gehen. Wir waren schon vorher um den Block spaziert, meist am Abend, wenn es kühler war, aber zusammen einzukaufen war so häuslich und erwachsen. Das war kein einfaches *Wir hängen zusammen ab*-Einkaufen. Wir halfen beim Abendessen, zu dem ich schon vorher eingeladen worden war. Diese ganze Episode hatte dafür gesorgt, dass ich mich als Teil der Familie fühlte. Eine wirkliche Familie. Eine gute.

Kaum hatten wir begonnen, die Straße entlangzugehen, hielt Emmet inne. »Nein. Dir gefällt es innen.« Er schob mich ans andere Ende des Gehwegs, auf die Seite, die den Häusern am nächsten war. »Du wirst nervös, wenn du zu nah an der Straße bist.«

»Werde ich das?«

»Ja. Du zuckst zusammen, wenn ein Auto vorbeifährt. Das machst du zwar auch auf der Innenseite, aber da bist du entspannter.«

Ich hatte keine Ahnung, dass ich das tat. Wie vielen anderen Menschen war das bisher aufgefallen? »Das wusste ich nicht. Es tut mir leid.«

»Das muss es nicht. Aber du musst innen sein, also nimm nicht die Außenseite.«

Den Rest des Weges sprachen wir nicht miteinander, aber wir redeten ohnehin nie viel, wenn wir liefen. Ich nutzte die Zeit, um nachzudenken und die Zeit mit ihm zu genießen. Außerdem war es lustig herauszufinden, was er zählte. Ich hatte gelernt, dass er

immer *irgendetwas* zählte, wenn er so still war. Während unserer Spaziergänge hatte ich ihn so oft gefragt, dass er es mir nun einfach sagte, wenn wir an unserem Ziel ankamen.

»Neunhunderteinunddreißig Risse im Bürgersteig«, verkündete er, als wir am Laden ankamen. Er schob den bunten Trolley vor sich her, in dem wir laut Marietta die Einkaufstasche transportieren würden. »Einhundertvierundzwanzig Unregelmäßigkeiten. Achthundertsieben gerade Linien.«

»Risse im Gehweg? Die hast du doch sicher schon früher zwischen eurem Haus und dem Laden hier gezählt.«

»Ja. Aber heute waren vier neue dabei.«

Ich fragte mich, wie es sein musste, ein Gehirn zu haben, das so viele Dinge zählte. Ich glaubte, dass es ermüdend sein musste, aber Emmet genoss es.

Ich wollte ihn mehr über die Risse fragen, doch dann betraten wir den Laden – und trafen auf eine Wand aus Lärm.

Ich war schon in diesem Laden gewesen und hatte genossen, dass er so klein war, hatte mich jedoch noch nie hierhin verirrt, wenn eine Live-Band in der Ecke spielte. Der Laden war voller Menschen, die redeten und lachten, während sie einkauften. Ich lachte nicht. Ich wollte nur wegrennen. Es fühlte sich an, als würde jemand immer und immer wieder ein Becken gegen meinen Kopf schlagen. Das Atmen fiel mir schwer.

Ich schämte mich so sehr – ich hatte vor Emmet eine Panikattacke.

Und dann hatte ich sie ganz plötzlich nicht mehr. Zumindest waren die Becken verschwunden und ich atmete schwer, aber wir waren draußen und Emmet setzte mich auf eine Bank.

Ungeschickt berührte er mein Gesicht. »Im Laden ist es zu laut.«

»Es tut mir leid«, versuchte ich zu sagen, keuchte jedoch eher.

Er drückte meinen Kopf zwischen meine Knie und legte seine warme Hand auf meinen Rücken. »Atme tief ein. Geh in deinem Kopf an einen glücklichen Ort.«

Er war so ruhig und logisch, dass es mich ehrlich gesagt teilweise aus meiner Attacke hinausschreckte. Es dauerte eine Minute, bis

ich mich wieder vollständig unter Kontrolle hatte, aber so schnell hatte ich mich schon lange nicht mehr in den Griff bekommen.

Als er seine Hand zurückzog, war ich traurig.

»Es geht dir besser. Du brauchst etwas zu trinken. Bist du in Ordnung?« Ich nickte. »Gut. Ich suche Carol.«

Ich dachte, dass er wieder hineingehen würde, stattdessen trödelte er an der Tür herum und wippte auf den Fersen, bis jemand nach draußen kam – eine Frau mittleren Alters mit roten Haaren, einem breiten Lächeln und einer Schürze, die sie als Angestellte des Ladens auswies.

»Hallo, Emmet. Wo ist deine Mutter?«

Emmet sah ihr nicht in die Augen und wippte weiter. »Sie ist zu Hause. Ich bin mit meinem Freund Jeremey hier. Aber deine Musik ist zu laut und es sind zu viele Leute da. Er hatte eine Panikattacke und braucht etwas zu trinken. Für mich ist es auch zu laut. Ich hab eine gute Anpassung, weil ich geübt habe, aber ich mag den Laden im Moment auch nicht. Wir beide fühlen uns nicht wohl.«

Voller Mitgefühl drehte sich Carol zu mir. »Oh, Schätzchen. Es tut mir so leid.«

Sie sprach mit mir, als wäre ich ein Vierjähriger. Ich schloss die Augen und versuchte sie wegzuwünschen.

Emmet gab ihr kein Pardon. »Deine Musik ist zu laut, Carol. Du bringst die Leute durcheinander. Das ist schlecht fürs Geschäft. Althea würde dir einen Vortrag über die Diskriminierung von Behinderten halten. Ich möchte dir auch einen Vortrag halten. Aber ich kann im Moment nicht. Wir müssen uns um Jeremey kümmern. Er ist aufgebracht. Er braucht etwas zu trinken.«

Ich versuchte zu sagen, dass es mir gut ging, aber das wäre eine Lüge. Carol und Emmet sprachen eine Minute miteinander – er fragte nach zwei Mineralwässern mit Himbeergeschmack und gab ihr die Einkaufsliste und die Kundenkarte seiner Mutter. Dann setzte er sich neben mich. »Ihre Musik tut mir leid. Ich bin wütend auf sie, weil sie dich aufgeregt hat.«

Er war die ruhigste wütende Person, die mir je begegnet war. Ich schämte mich noch immer, obwohl ich gerührt war, dass Emmet für mich Partei ergriffen hatte. »Ist in Ordnung. Ich bin sicher, dass den normalen Menschen die Party gefällt.«

»Niemand ist normal. Normal ist eine Lüge. Der Laden sollte für alle Menschen sein, nicht nur für die, die laute Musik mögen. Das ist unhöflich. Ich sag es meiner Mutter. Sie ist Vorstandsmitglied des Konsumvereins. Alle Menschen sollten integriert werden. Sie machen die Gänge groß genug für Rollstühle. Sie sollten die Stühle nach unten drehen für die Menschen, die mehr Ruhe brauchen. Wenn deine Reizempfindlichkeit einen Stuhl hätte, würden sie dafür Platz machen.«

Er sprach mit derselben flachen Tonlage, die er immer an den Tag legte, aber er wippte deutlich intensiver und seine Hände öffneten und schlossen sich rhythmisch auf seinem Schoß. Das war der wütende Emmet. Der wütende, beschützende Emmet.

Wütend für mich. Er hatte sich für mich eingesetzt.

»Danke«, sagte ich.

Er sah mich an. Na ja, in meine Nähe. »Was hab ich getan?«

»Du hast dich um mich gekümmert. Danke.«

Er wirkte überrascht. Mit einem seiner Beinahe-Lächeln sah er auf den Bürgersteig. »Gern geschehen.«

Kurz darauf erschien Carol mit weiteren Entschuldigungen, einem vollen Einkaufswagen und glutenfreien, veganen, kostenlosen Schokoladen-Cupcakes für Emmet und mich. Wir aßen sie, bevor wir wieder aufstanden, und spülten sie mit dem Rest unseres Mineralwassers hinunter. Als wir mit den Zutaten fürs Abendessen zu seinem Haus zurückkamen, hatte ich meine Panikattacke vollkommen vergessen.

Um ehrlich zu sein, fühlte ich mich großartig, bis ich nach Hause kam, wo meine Mutter über mich die Nase rümpfte und mein Dad nicht einmal aus dem Wohnzimmer kam, weil er zu sehr von seinem Fernseher vereinnahmt war. Ich dachte an die Washingtons,

die zusammen abgewaschen hatten, als ich gegangen war, und gutmütig über Politik diskutiert hatten. Alle außer Emmet, der deutlich zum Ausdruck gebracht hatte, dass er den Rest des Abends in seinem Zimmer mit Programmieren verbringen würde.

Ich hatte immer gewusst, dass meine Familie nicht die großartigste der ganzen Welt war. Es war besser gewesen, als Jan noch hier gewohnt hatte, aber auch nicht übermäßig. Bis zu diesem Tag war mir jedoch nicht bewusst gewesen, wie einsam dieses Haus war. Dass es theoretisch mein Zuhause war... ich mich aber im Wohnzimmer einer Familie, die ich weniger als einen Monat kannte, sicherer, glücklicher und akzeptierter fühlte.

Ich versuchte mir einzureden, dass das die angenehme Seite meines Umzugs nach Iowa City werden würde – von meinen Eltern wegzukommen. Außer, dass ich dort niemals einen anderen Emmet finden würde. Jeden Tag, den ich mit ihm verbrachte, spürte ich, dass alles, was nicht dieser Art von Glück entsprach, sich nicht wie ein erstrebenswertes Leben anfühlte.

Lesen Sie weiter in...

Das Rauschen der Stille

Roman von Heidi Cullinan

Mai 2018

www.cursed-verlag.de